Pauline Reage

Die Geschichte der 'O'

I. Die Liebenden von Roissy

Ihr Geliebter führt O eines Tages in einem Stadtviertel spazieren, das sie sonst nie betreten, im Parc Monsouris im Parc Monceau.

An der Ecke des Parks, einer Straßenkreuzung, wo niemals Taxis stehen, sehen sie, nachdem sie im Park spazierengegangen und Seite an Seite am Rand einer Rasenfläche gesessen waren, einen Wagen mit Zähluhr, der einem Taxi gleicht.

"Steig ein", sagt er.

Sie steigt ein. Der Abend ist nicht mehr fern, und es ist Herbst.

Sie ist gekleidet wie immer. Schuhe mit hohen Absätzen, ein Kostüm mit Plisseerock, Seidenbluse, keinen Hut.

Aber lange Handschuhe, die über die Ärmel des Kostüms gezogen sind, und sie trägt in ihrer ledernen Handtasche ihre Papiere, Puder und Lippenstift. Das Taxi fährt geräuschlos an, ohne daß der Mann etwas zum Chauffeur gesagt hätte. Er schließt die Schiebevorhänge rechts und links an den Scheiben und hinten am Rückfenster.

Sie hat ihre Handschuhe ausgezogen, weil sie glaubt, er wolle sie küssen oder sie solle ihn streicheln. Aber er sagt: "Du kannst dich nicht rühren, gib deine Tasche her."

Sie gibt die Tasche, er legt sie außerhalb ihrer Reichweite und fährt fort: "Und du hast zu viel an. Mach die Strumpfhalter auf, rolle deine Strümpfe bis zum Knie; hier hast du Strumpfbänder."

Es geht nicht ganz leicht, das Taxi fährt schneller, und sie fürchtet, der Chauffeur könne sich umdrehen.

Schließlich sind die Strümpfe gerollt, und es stört sie, die Beine nackt und frei unter der Seide ihres Hemds zu spüren. Außerdem rutschen die ausgehakten Strumpfhalter hoch. "Nimm den Gürtel ab, sagt er, und zieh den Slip

aus."

Das geht einfach, man braucht nur mit den Händen hinter die Hüften fassen und sich ein bißchen hochstemmen. Er nimmt ihr Gürtel und Slip aus der Hand, legt sie in die Tasche und sagt dann: "Du darfst dich nicht auf dein Hemd und auf den Rock setzen, du mußt beides hochziehen und dich direkt auf die Bank setzen."

Die Bank ist mit Kunstleder bezogen, es ist glitschig und kalt, man schaudert, wenn man es an den Schenkeln spürt. Dann befiehlt er ihr: "Zieh jetzt deine Handschuhe wieder an"

Das Taxi fährt noch immer, und sie wagt nicht zu fragen, warum Ren, sich nicht rührt und nichts mehr sagt, noch was es für ihn bedeuten kann, daß sie reglos und stumm, so entblößt und so ausgesetzt, so wohl behandschuht in einem schwarzen Wagen sitzt und nicht weiß, wohin sie fährt.

Er hat ihr nichts befohlen und nichts verboten, doch sie wagt weder die Beine überzuschlagen noch die Knie zu schließen. Sie hat die beiden behandschuhten Hände rechts und links auf den Sitz gestützt.

"Voila", sagt er plötzlich.

Voila: Das Taxi hält in einer schönen Allee unter einem Baum, es sind Platanen vor einem kleinen Palais, ähnlich dem kleinen Palais am Faubourg Saint-Germain, das man zwischen Hof und Garten mehr ahnt als sieht. Die Straßenlaternen sind ein Stück entfernt, es ist dunkel im Wagen, und draußen regnet es.

"Halt still", sagt Ren,. "Halt ganz still.

Er streckt die Hand nach dem Kragen ihrer Bluse aus, öffnet die Schleife, dann die Knöpfe. Sie beugt den Oberkörper ein wenig vor, sie glaubt, er wolle ihre Brüste streicheln.

Nein. Er tastet nur, faßt und durchschneidet mit einem Taschenmesser die Träger des Büstenhalters und zieht ihn ihr aus. Unter der Bluse, die er wieder geschlossen hat, sind jetzt ihre Brüste frei und nackt, wie ihr Leib nackt und frei ist von Taille bis zu den Knien.

"Hör zu", sagt er. "Es ist soweit. Ich lasse dich jetzt allein. Du steigst aus und klingelst an der Tür. Du folgst der Person, die dir öffnet, du tust alles, was man von dir verlangt. Wenn du nicht sofort hineingehst, wird man dich

holen, wenn du nicht sofort gehorchst, wird man dich zwingen zu gehorchen.

Deine Tasche! Nein, du brauchst deine Tasche nicht mehr. Du bist weiter nichts als das Mädchen, das ich anliefere.

Doch, doch, ich werde dort sein. Geh!"

Eine andere Version des gleichen Anfangs war brutaler und simpler: Die junge Frau war, ebenso gekleidet, von ihrem Geliebten und einem seiner Freunde, den sie nicht kannte, im Wagen mitgenommen worden.

Der Unbekannte saß am Steuer, der Geliebte neben der jungen Frau, und diesmal sprach der Freund, der Unbekannte, und erklärte der jungen Frau, daß ihr Geliebter den Auftrag habe, sie vorzubereiten, daß er ihr die Hände auf den Rücken binden werde, oberhalb der Handschuhe, ihre Strümpfe aushaken und herunterrollen, ihr den Strumpfgürtel ausziehen, den Slip und den Büstenhalter, und ihr die Augen verbinden werde. Daß sie dann im Schloß abgeliefert werde. Wo man sie jeweils anweisen werde, was sie zu tun habe.

Nachdem sie wie besprochen entkleidet und gefesselt worden war, half man ihr nach einer halbstündigen Fahrt aus dem Wagen, führte sie einige Stufen hinauf, dann mit verbundenen Augen durch ein paar Türen, und als die Binde abgenommen wurde, fand sie sich allein in einem dunklen Zimmer, wo man sie eine halbe Stunde warten ließ oder eine Stunde oder zwei, ich weiß nicht, wie lange, aber es war eine Ewigkeit.

Als dann endlich die Tür geöffnet wurde und das Licht anging, sah sie, daß sie in einem ganz gewöhnlichen und behaglichen Raum gewartet hatte, der dennoch eigenartig war: mit einem dicken Teppich auf dem Boden, aber ohne ein Möbelstück, rundum Wandschränke.

Zwei Frauen hatten die Tür geöffnet, zwei junge und hübsche Frauen, gekleidet wie hübsche Zofen des achtzehnten Jahrhunderts: mit langen, leichten und gebauschten Röcken, die die Füße bedeckten, mit engen Miedern, die den Busen hochschoben und vorne geschnürt oder gehakt waren, und mit Spitzen am Ausschnitt und an den halblangen Ärmeln. Augen und Mund geschminkt.

Jede trug ein enges Halsband und enge Armbänder um die Handgelenke. Ich weiß nun, daß sie O die Hände losbanden, die noch immer hinter ihrem Rücken gefesselt waren, und Ihr sagten, daß sie sich ausziehen müsse und daß man sie

baden und schminken werde.

Sie wurde also entkleidet und ihre Kleider wurden in einem der Wandschränke verwahrt.

Sie durfte sich nicht allein baden, sie wurde frisiert wie beim Friseur, indem man sie in einem dieser großen Sessel Platz nehmen ließ, die beim Kopfwaschen nach hinten gekippt und wieder gerade gestellt werden, wenn man, nach dem Einlegen, unter der Trockenhaube sitzt. Das dauert immer mindestens eine Stunde.

Es hat tatsächlich über eine Stunde gedauert, sie war nackt auf diesem Stuhl gesessen, und man verbot ihr, die Beine überzuschlagen oder die Knie zu schließen.

Und da sie vor einem großen Spiegel saß, der die Wandfläche von oben bis unten bedeckte und von keiner Konsole unterbrochen wurde, sah sie sich, weit klaffend, so oft ihr Blick den Spiegel traf.

Als sie fertig geschminkt war, die Lider leicht umschattet, den Mund sehr rot, Spitze und Hof der Brüste rosig, den Rand der Schamlippen rötlich, den Flaum der Achselhöhlen und des Schoßes, die Furche zwischen den Schenkeln und die Furche unter den Brüsten und die Handflächen lange mit Parfum bestäubt, wurde sie in einen Raum geführt, wo ein dreiteiliger Spiegel und ein vierter Spiegel an der Wand dafür sorgten, daß sie sich genau sehen konnte.

Sie wurde angewiesen, sich auf den Puff in der Mitte zwischen den Spiegeln zu setzen und zu warten. Der Puff war mit schwarzem Pelz bezogen, der sie ein bißchen stach, und der Teppich war schwarz, die Wände rot.

Sie hatte rote Pantöffelchen an den Füßen. An einer Wand des kleinen Boudoirs war ein großes Fenster, das auf einen schönen dunklen Park hinausging. Es hatte zu regnen aufgehört, die Bäume bewegten sich im Wind, der Mond lief hoch oben zwischen den Wolken hin.

Ich weiß nicht, wie lange sie in dem roten Boudoir gewartet hat, auch nicht, ob sie wirklich allein war, wie sie annahm, oder ob jemand sie durch eine verborgene ™ffnung in der Wand beobachtete. Dagegen weiß ich, daß eine der beiden Frauen, als sie wiederkamen, ein Maßband trug, die andere ein Körbchen.

Ein Mann begleitete sie; er trug ein langes violettes Gewand mit Ärmeln, die oben weit und am Handgelenk eng waren, das Gewand öffnete sich beim Gehen von der Taille an.

Man sah, daß er darunter eine Art anliegender Strumpfhosen trug, die Beine und Schenkel bedeckten, das Geschlecht jedoch freiließen.

Dieses Geschlecht sah O als erstes beim ersten Schritt des Mannes, dann die Peitsche aus Lederschnüren, die im Gürtel steckte, dann, daß der Mann eine schwarze Kapuze übers Gesicht gezogen hatte - ein Netz aus schwarzem Tüll verbarg sogar die Augen, und schließlich, daß er auch Handschuhe trug, ebenfalls schwarz und aus feinem Ziegenleder.

Er sagte ihr, sie solle sitzenbleiben, dutzte sie dabei, und befahl den Frauen, sich zu beeilen.

Die mit dem Zentimeterband nahm nun von O's Hals und Gelenken die Masse, die zwar klein, aber doch gängig waren.

Es war leicht, in dem Korb, den die andere Frau trug, ein passendes Halsband und Armreifen zu finden. Sie waren folgendermaßen gearbeitet: aus mehreren Lederschichten jede Schicht sehr dünn, das Ganze nicht mehr als einen Finger dick, mit einem Schnappverschluß, der automatisch einklickte wie ein Vorhängeschloß, wenn man ihn zumachte, und nur mit einem kleinen Schlüssel wieder zu öffnen war.

An der dem Verschluß genau gegenüberliegenden Stelle, in der Mitte der Lederschichten und beinah ohne Spiel, war ein Metallring angebracht, der es erlaubte, das Armband irgendwo zu befestigen, wenn man das wollte, denn es schloß, wenn es auch gerade so viel Spielraum gab, um keine Verletzung zu bewirken, zu eng am Gelenk an, und das Halsband zu eng um den Hals, als daß man einen noch so dünnen Riemen hätte durchziehen können. Man befestigte nun Halsband und Armreifen an Hals und Gelenken, dann befahl der Mann ihr, aufzustehen.

Er setzte sich auf Ihren Platz auf den Pelzpuff und zog sie zwischen seine Knie, ließ die behandschuhte Hand zwischen Ihre Schenkel und über ihre Brüste gleiten und erklärte ihr, daß sie noch an diesem Abend vorgeführt werden solle, nach dem Essen, das sie allein einnehmen werde.

Sie nahm es wirklich allein ein, noch immer nackt, in einer Art Kabine, in die eine unsichtbare Hand ihr die Speisen durch einen Schalter zuschob.

Nach dem Essen kamen die beiden Frauen und holten sie ab.

Im Boudoir schlossen sie gemeinsam die beiden Ringe ihrer Armreifen hinter ihrem Rücken zusammen, legten ihr einen

langen Umhang um die Schultern, der an ihrem Halsband befestigt wurde und der sie ganz bedeckte, sich jedoch beim Gehen öffnete; sie konnte ihn ja nicht zusammenhalten, weil ihre Hände auf dem Rücken gefesselt waren.

Sie durchschritten ein Vorzimmer, zwei Salons, und kamen in die Bibliothek, wo vier Männer beim Kaffee saßen. Sie trugen die gleichen wallenden Gewänder, wie der erste, aber keine Masken.

Doch O hatte nicht Zeit, ihre Gesichter zu sehen und festzustellen, ob ihr Geliebter unter ihnen sei (er war unter ihnen), denn einer der vier richtete den Strahl einer Lampe auf sie, die sie blendete. Alle Anwesenden verhielten sich regungslos, die beiden Frauen rechts und links von ihr und die Männer vor ihr, die sie musterten.

Dann erlosch die Lampe; die Frauen entfernten sich.

Man hatte O aufs neue die Augen verbunden.

Nun mußte sie näherkommen, sie schwankte ein bißchen und spürte, daß sie vor dem Kaminfeuer stand, an dem die vier Männer saßen: sie fühlte die Hitze, sie hörte die Scheite leise in der Stille knistern. Sie stand mit dem Gesicht zum Feuer. Zwei Hände hoben ihren Umhang hoch, zwei weitere glitten an ihren Hüften entlang, nachdem sie sich überzeugt hatten, daß die Armreifen festgemacht waren: sie trugen keine Handschuhe und eine von ihnen drang von beiden Seiten zugleich in sie ein, so abrupt, daß sie aufschrie.

Ein Mann lachte. Ein anderer sagte: "Drehen Sie sich um, damit man die Brüste und den Leib sieht." Sie mußte sich umdrehen, und die Hitze des Feuers schlug jetzt an ihre Lenden. Eine Hand ergriff eine ihrer Brüste, ein Mund packte die Spitze der anderen.

Plötzlich verlor sie das Gleichgewicht und taumelte nach rückwärts, sie wurde aufgefangen, von welchem Arm ? während jemand ihre Beine öffnete und dann die Lippen auseinanderzog; Haare strichen über die Innenseite ihrer Schenkel. Sie hörte jemanden sagen, man müsse sie niederknien lassen.

Was auch geschah. Das Knien tat ihr sehr weh, zumal man ihr verbot, die Knie zu schließen und ihre Hände so auf den Rücken gebunden waren, daß sie sich vorbeugen mußte.

Nun erlaubte man ihr, sich zurücksinken zu lassen, bis sie fast auf den Fersen saß, wie es die Nonnen tun.

"Sie haben sie nie angebunden ?" - "Nein, nie." - "Auch nicht gepeitscht?" - "Auch das nie. Sie wissen ja..." Diese Antworten kamen von ihrem Geliebten. "Ich weiß", sagte die andere Stimme, "wenn man sie nur gelegentlich anbindet, wenn man sie nur ein bißchen peitscht, könnte sie Geschmack daran finden, und das wäre falsch. Man muß über den Punkt hinaus gehen, wo es ihr Spaß macht, man muß sie zum Weinen bringen."

Einer der Männer befahl O jetzt, aufzustehen, er wollte gerade ihre Hände losbinden, zweifellos, damit man sie an einen Pfosten oder eine Mauer fesseln könnte, als ein anderer protestierte, er wolle sie zuerst nehmen und zwar sofort - so daß man sie wieder niederknien ließ, aber diesmal mußte sie, noch immer mit den Händen auf dem Rükken, den Oberkörper auf den Puff legen und die Hüften hochrecken.

Der Mann packte mit beiden Händen ihre Hüften und drang in Ihren Leib ein. Er überließ seinen Platz einem zweiten. Der dritte wollte sich an der engsten Stelle einen Weg bahnen und ging so brutal vor, daß sie aufschrie.

Als er von ihr abließ, glitt sie, stöhnend und tränennaß unter ihrer Augenbinde, zu Boden: nur um zu spüren, daß Kniee sich gegen ihr Gesicht preßten und auch ihr Mund nicht verschont würde.

Schließlich blieb sie, hilflos auf dem Rücken, in ihrem Purpurmantel vor dem Feuer liegen. Sie hörte, wie Gläser gefüllt und ausgetrunken, wie Sessel gerückt wurden. Im Kamin wurde Holz nachgelegt. Plötzlich nahm man ihr die Augenbinde ab.

Der große Raum mit den Büchern an den Wänden war schwach erleuchtet durch eine Lampe auf einer Konsole und durch den Schein des Feuers, das wieder aufflammte. Zwei Männer standen und rauchten. Ein dritter saß, eine Peitsche auf den Knien, und der vierte, der sich über sie beugte und ihre Brust streichelte, war ihr Geliebter.

Aber alle vier hatten sie genommen und sie hatte ihn nicht von den anderen unterscheiden können.

Man erklärte ihr, daß es immer so sein werde, so lange sie sich im Schloß aufhalte, daß sie die Gesichter der Männer nicht sehen werde, die sie vergewaltigen oder foltern würden, niemals jedoch bei Nacht, und daß sie niemals wissen werde, wer ihr das Schlimmste angetan hatte.

Desgleichen wenn sie gepeitscht würde, nur wolle man dann, daß sie sehen könne, wie sie gepeitscht wurde, daß sie also zum ersten Mal keine Augenbinde tragen werde, daß die Männer dagegen ihre Masken anlegen würden und sie sie nicht unterscheiden könne.

Ihr Geliebter hatte sie aufgehoben und in ihrem roten Umhang auf die Armlehne eines Sessels an der Kaminecke gesetzt, damit sie hören sollte, was man ihr zu sagen hatte und sehen sollte, was man ihr zeigen wollte. Sie hatte noch immer die Hände auf dem Rücken.

Man zeigte ihr den Reitstock, der schwarz war, Lang und dünn, aus feinem Bambus, mit Leder bezogen, wie man sie in den Auslagen der großen Ledergeschäfte sieht; die Lederpeitsche, die der erste der Männer, den sie gesehen hatte, im Gürtel trug, sie war lang, bestand aus sechs Riemen mit je einem Knoten am Ende, dann eine dritte Peitsche aus sehr dünnen Schnüren, die an den Enden mehrere Knoten trugen und ganz steif waren, als hätte man sie in Wasser eingeweicht, was auch der Fall war, wie sie feststellen konnte, denn man berührte damit ihren Schoß und spreizte ihre Schenkel, damit Sie besser fühlen könne, wir feucht und kalt die Schnüre sich auf der zarten Haut der Innenseite anfühlten.

Blieben noch auf der Konsole stählerne Ketten und Schlüssel. An einer Wand der Bibliothek lief in halber Höhe eine Galerie, die von zwei Säulen getragen wurde. In eine Säule war ein Haken eingelassen, in einer Höhe, die ein Mann auf Zehenspitzen mit gestrecktem Arm erreichen konnte.

Man sagte O, die ihr Geliebter in die Arme genommen hatte, eine Hand unter ihren Schultern und die andere, die sie verbrannte, zwischen ihren Schenkeln, um sie zum Nachgeben zu zwingen, man sagte ihr, daß man ihre gefesselten Hände nur löse, um sie sogleich, mittels der Armreifen und einer der Stahlketten, an diesen Pfeiler zu binden.

Daß aber nur die Hände über ihrem Kopf festgehalten würden, sie sich aber sonst frei bewegen könne und die Schläge kommen sähe. Daß man im allgemeinen nur Hüften und Schenkel peitsche, also von der Taille bis zu den Knien, genauso, wie sie im Wagen, der sie hierher gebracht hatte, vorbereitet worden sei, als sie sich nackt hatte auf die Bank setzen müssen. Daß jedoch einer der vier anwesenden Männer vielleicht Lust haben werde, ihre Schenkel mit dem Reitstock zu zeichnen, was schöne, lange und tiefe Striemen gebe, die man lange sehen werde.

Es werde ihr nicht alles zugleich angetan werden, sie

werde schreien können, soviel sie wolle, sich winden und weinen. Man werde sie Atem schöpfen lassen, aber weitermachen, sobald sie wieder Kräfte gesammelt habe, wobei die Wirkung nicht nach ihren Schreien oder Tränen beurteilt werde, sondern nach den mehr oder minder lebhaften und anhaltenden Spuren, die die Peitschen auf ihrer Haut zurücklassen würden.

Man wies sie darauf hin, daß diese Methode, die Wirkung der Schläge zu beurteilen, nicht nur gerecht sei und alle Versuche der Opfer, durch übertriebenes Stöhnen Mitleid zu wecken, nichtig mache, sondern darüber hinaus auch erlaube, die Peitsche außerhalb des Schlosses anzuwenden, im Park, was häufig geschehe, oder in irgendeiner Wohnung oder einem beliebigen Hotelzimmer, vorausgesetzt natürlich, daß man einen Knebel verwende (den man ihr sogleich zeigte), der nur den Tränen freien Lauf läßt, aber alle Schreie erstickt und kaum ein Stöhnen erlaubt.

An diesem Abend jedoch sollte der Knebel nicht verwendet werden, im Gegenteil. Sie wollten O brüllen hören, und so schnell wie möglich.

Der Stolz, den sie daran setzte, sich zu beherrschen und zu schweigen, hielt nicht lange an: sie hörten sie sogar betteln, man möge sie losbinden, einen Augenblick einhalten, nur einen einzigen. Sie wand sich so konvulsivisch, um dem Biß der Lederriemen zu entgehen, daß sie sich vor dem Pfosten beinah um die eigene Achse drehte, denn die Kette, die sie fesselte, war lang und daher nicht ganz straff.

Die Folge war, daß ihr Bauch und die Vorderseite der Schenkel und die Seiten beinah ebenso ihr Teil abbekamen, wie die Lenden. Man entschloß sich nun, einen Augenblick aufzuhören und erst wieder anzufangen, nachdem ein Strick um ihre Taille und zugleich um den Pfosten geschlungen worden war.

Da man den Strick fest anzog, damit der Körper in der Mitte gut am Pfosten anlag, war der Oberkörper notwendig ein wenig zur Seite gebeugt, so daß auf der anderen Seite das Hinterteil stärker hervortrat. Von nun an verirrten die Hiebe sich nicht mehr, es sei denn mit Absicht.

Nach der Art und Weise zu urteilen, wie ihr Geliebter sie ausgeliefert hatte, hätte O sich denken können, daß ein Appell an sein Mitleid die beste Methode sein würde, seine Grausamkeit zu verdoppeln, daß er größtes Vergnügen daran finden würde, ihr diese unzweifelhaften Beweise seiner Macht zu entreißen oder entreißen zu lassen.

Tatsächlich war er derjenige, der als erster bemerkte, daß die Lederpeitsche, unter der sie zuerst gestöhnt hatte, sie weit weniger zeichnete, als die eingeweichte Schnur der neunschwänzigen Katze und der Reitstock, und daher erlaube, die Qual zu verlängern und mehrmals von neuem anzufangen, fast unverzüglich, wenn man Lust dazu hatte.

Er bestand darauf, daß man nur noch diese Peitsche verwendete.

Verführt von diesem hingereckten Hinterteil, das sich unter den Schlägen wand und sich in dem Bemühen, ihnen auszuweichen, nur umso mehr aussetzte, verlangte nun derjenige der Vier, der an den Frauen nur das liebte, was sie mit den Männern gemeinsam haben, daß man ihm zuliebe eine Pause einlegen solle, und er teilte die beiden Hälften, die unter seinen Händen brannten, und drang nicht ohne Mühe ein, wobei er die šberlegung anstellte, daß man diese Pforte leichter zugänglich machen müsse.

Man kam überein, daß das zu machen sei und daß man entsprechende Maßnahmen ergreifen werde.

Als man die junge Frau, die unter ihrem roten Mantel baumelte und beinah ohnmächtig war, schließlich losband, sollte sie, eh sie in die ihr zugewiesene Zelle geführt würde, im einzelnen die Regeln hören, die sie während ihres Aufenthaltes im Schloß und auch noch nach ihrer Rückkehr ins alltägliche Leben (was übrigens nicht die Rückkehr in die Freiheit bedeutete) befolgen müßte; man setzte sie in einen großen Sessel am Feuer und klingelte.

Die beiden jungen Frauen, die sie empfangen hatten, brachten die Kleidung für ihren Aufenthalt und die Dinge, die sie allen kenntlich machen würden, die schon vor ihrer Ankunft Gäste des Schlosses gewesen waren oder es nach ihrem Weggang sein würden. Das Kostüm war dem der beiden Frauen ähnlich: über einem fischbeinverstärkten und in der Taille rigoros geschnürten Mieder und über einem gestärkten Batistunterrock ein langes Gewand mit weitem Rock und einem Oberteil, das die Brüste, die das Korsett hochschob, fast freiließ, kaum mit Spitzen verhüllte.

Der Unterrock war weiß, Mieder und Kleid aus meergrüner Seide, die Spitzen wieder weiß.

Als O angekleidet war und wieder im Sessel am Feuer saß, noch blasser durch das blasse Grün, gingen die beiden Frauen, die kein Wort gesprochen hatten. Einer der vier Männer packte die eine im Vorbeigehen, bedeutete der an-

deren, zu warten, führte die erste zu O hin, ließ sie sich umdrehen, umfaßte mit einer Hand ihre Taille und hob ihr mit der anderen die Röcke hoch, um O zu zeigen, so sagte er, warum sie dieses Kostüm trugen und wie gut es durchdacht sei. Er fügte hinzu, man könne diesen Rock mittels eines einfachen Gürtels so hoch schürzen, wie man wolle, wodurch mühelos zugänglich wurde, was man auf diese Weise entblößte.

Außerdem lasse man die Frauen häufig im Schloß oder im Park so hochgeschürzt herumgehen oder mit vorn, ebenfalls bis zur Taille, hochgerafften Röcken.

Man ließ O von der jungen Frau zeigen, wie sie ihren Rock befestigen müsse: mehrmals aufgerollt (wie eine Haarsträhne auf einem Lockenwickler), in einen engen Gürtel gesteckt, genau vorn in der Mitte, wenn der Leib entblößt werden sollte, oder genau in der Mitte des Rückens, um die Lenden zu entblößen.

Im einen wie im anderen Fall fielen Unterrock und Rock in Kaskaden reicher Schrägfalten von der Mitte zu Boden.

Wie O hatte die junge Frau frische Striemen quer über die Lenden. Sie ging hinaus. Danach bekam O folgende Ansprache zu hören:

"Sie stehen hier ganz im Dienst Ihrer Gebieter.

Tagsüber verrichten Sie die Pflichten, die ihnen aufgetragen werden, Hausarbeiten wie Bücher abstauben oder ordnen oder Blumen arrangieren oder bei Tisch aufwarten. Keine schwereren Arbeiten. Aber Sie werden stets aufs erste Wort, auf das erste Zeichen hin jede Tätigkeit unterbrechen, um Ihren einzigen wirklichen Zweck zu erfüllen, nämlich uns zu Willen zu sein.

Ihre Hände gehören ihnen nicht, auch nicht Ihre Brüste, vor allem nicht irgendein Zugang ihres Körpers, wir können sie nach Belieben visitieren und in sie eindringen. Als ein Zeichen, das ihnen ständig gegenwärtig machen soll, oder doch so gegenwärtig wie möglich, daß Sie kein Recht mehr haben, sich zu entziehen, werden Sie in unserer Gegenwart niemals völlig die Lippen schließen, noch die Beine kreuzen oder die Knie zusammenpressen. (Sie haben ja gesehen, daß ihnen dies sogleich nach Ihrer Ankunft verboten wurde). Was für uns wie für Sie bedeutet, daß Ihr Mund, Ihr Schoß und Ihre Lenden uns offen stehen. Sie werden vor uns niemals Ihre Brüste berühren: sie sind durch das Korsett herausgedrängt, damit sie uns gehören.

Tagsüber werden Sie bekleidet sein, doch Sie werden den Rock heben, wenn man es Ihnen befiehlt und jeder kann - unmaskiert - mit ihnen tun, was er will, nur nicht Sie peitschen.

Gepeitscht werden Sie nur zwischen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang.

Aber außer den Schlägen, die jeder Ihnen erteilen wird, der dazu Lust hat, werden Sie am Abend ausgepeitscht zur Strafe für Verstöße gegen die Hausregel, die Sie sich tagsüber zuschulden kommen ließen: also, wenn Sie nicht willig genug waren, oder die Augen zu demjenigen erhoben haben, der zu ihnen gesprochen aber Sie genommen hat:

Sie dürfen niemals einem von uns ins Gesicht schauen.

Wenn das Kostüm, das wir bei Nacht tragen, das ich jetzt hier trage, unser Geschlecht freiläßt, so nicht der Bequemlichkeit halber, das ließe sich auch auf andere Weise machen, sondern um Sie zu erniedrigen, um Ihre Augen zu zwingen, sich darauf zu heften und auf nichts anderes, um Sie zu lehren, darin Ihren Gebieter zu sehen, dem Ihre Lippen, vor allem anderen, dienen sollen.

Bei Tage, wenn wir normal gekleidet sind wie jetzt, werden Sie sich an die gleichen Vorschriften halten, nur müssen Sie dann, wenn man es von Ihnen verlangt, bemüht sein, unsere Kleider zu öffnen und auch ohne weitere Aufforderung wieder zu schließen, wenn wir mit Ihnen fertig sind.

Bei Nacht dagegen werden nur Ihre Lippen und Ihre geöffneten Schenkel uns dienen können, denn Ihre Hände werden auf dem Rücken gefesselt sein und Sie werden so nackt sein, wie man Sie uns zugeführt hat; die Augen werden Ihnen nur verbunden, wenn Sie mißhandelt werden sollen, und nachdem Sie jetzt ihrer eigenen Auspeitschung zugesehen haben, - wenn Sie ausgepeitscht werden.

Apropos, wenn Sie während der Dauer Ihres Aufenthalts die Peitsche regelmäßig alle Tage bekommen, so geschieht das nicht so sehr zu unserem Vergnügen, als vielmehr zu Ihrer Belehrung. In Nächten, in denen niemand nach Ihnen verlangt, wird daher ein Diener mit dieser Aufgabe betraut und Ihnen in der Einsamkeit Ihrer Zelle verabreichen, was Sie bekommen sollten und was wir selbst ihnen nicht geben wollten.

Wie bei der Kette, die am Ring Ihres Halsbandes angebracht wird und Sie täglich mehrere Stunden lang mehr oder

weniger unbeweglich auf Ihrem Bett festhalten soll, ist die Absicht weit weniger, Ihnen Schmerz zuzufügen, Sie zum Schreien oder Weinen zu bringen, als vielmehr, Sie durch diese Schmerzen fühlen zu lassen, daß Sie unter Zwang stehen, daß Sie ganz und gar fremdem Willen unterworfen sind.

Wenn Sie von hier weggehen, werden Sie einen Eisenring am Goldfinger tragen, der Sie kenntlich macht: Sie werden dann gelernt haben, denen gehorchen, die das gleiche Zeichen tragen - und die bei seinem Anblick wissen werden, daß Sie unter Ihrem Rock nackt sind, wie korrekt und unauffällig ihre Kleidung auch sein mag, und daß Sie es um ihretwillen sind.

Wer Sie ungefügig finden wird, wird Sie hierher zurückbringen. Sie werden jetzt in Ihre Zelle geführt."

Während diese Worte an O gerichtet wurden, standen die beiden Frauen, die sie angekleidet hatten, rechts und links des Pfostens, an dem sie gepeitscht worden war, jedoch ohne ihn zu berühren (als hätten sie Angst davor oder als hätte man es ihnen verboten, und das stimmte wohl), als der Mann geendet hatte, näherten sie sich O, die begriff, daß sie aufstehen und ihnen folgen sollte.

Sie stand also auf, raffte ihre Röcke, um nicht zu stolpern, denn sie war an lange Kleider nicht gewöhnt und fühlte sich nicht sicher auf den Pantöffelchen mit den überhöhten Sohlen und den sehr hohen Absätzen, die nur von einem dicken Seidenband vom gleichen Grün wie ihr Kleid am Fuß gehalten wurden.

Als sie sich bückte, wandte sie den Kopf.

Die Frauen warteten, die Männer beachteten sie nicht mehr. Ihr Geliebter saß auf den Boden an den Puff gelehnt, über den man sie zu Beginn des Abends geworfen hatte, mit hochgezogenen Knien und auf die Knie gelegten Ellbogen, und spielte mit der Lederpeitsche.

Beim ersten Schritt, den sie auf die Frauen zutat, streifte ihn ihr Rock. Er hob den Kopf und lächelte ihr zu, rief ihren Namen und stand ebenfalls auf.

Er strich ihr sanft übers Haar, glättete ihr mit den Fingerspitzen die Brauen, küßte zart ihre Lippen. Ganz laut sagte er ihr, daß er sie liebe.

O zitterte heftig und hörte mit Schrecken, daß sie erwiderte: "Ich liebe dich" - und spürte mit Schrecken, daß

es wahr war. Er zog sie an sich, sagte mon cheri, mon coeur cheri, küßte ihren Hals und den Ansatz der Wange, sie hatte ihren Kopf auf die Schulter sinken lassen, die das violette Gewand bedeckte.

Er wiederholte, diesmal ganz leise, daß er sie liebe und sagte, ebenfalls ganz leise: "Knie nieder, streichle mich und küsse mich." - Er schob sie weg, winkte den beiden Frauen, beiseite zu treten, damit er sich an die Konsole lehnen könne.

Er war groß, und die Konsole war nicht sehr hoch, so daß seine langen Beine, in Strumpfhosen vom gleichen Violett wie sein Hausmantel, leicht gebeugt waren. Der offene Mantel spannte sich darunter wie ein Vorhang und das Geschlecht mit seinem hellen Vlies wurde vom Sims der Konsole hochgestützt. Die drei Männer traten näher.

O kniete auf dem Teppich, ihr grüner Rock umgab sie wie eine Blütenkrone. Das Korsett schnürte sie ein, die Brüste, deren Spitzen man sah, waren mit den Knien ihres Geliebten auf gleicher Höhe.

Mehr Licht, sagte einer der Männer.

Als man den Strahl der Lampe so gerichtet hatte, daß er grell auf Ren,s Geschlecht fiel und auf das Gesicht seiner Geliebten, das dicht davor war, und auf ihre Hände, die ihn von unten streichelten, befahl Ren, plötzlich:

"Sage immer wieder: Ich liebe Sie."

O sagte: "Ich liebe Sie" in solcher Verzückung, daß ihre Lippen kaum wagten, die Spitze des Glieds' zu berühren, die noch von ihrer zarten fleischigen Hülle bedeckt war.

Die drei rauchenden Männer kommentierten O's Gesten, die Bewegung ihres Mundes, der sich um Ren,s Geschlecht geschlossen hatte und es festhielt, an ihm auf und abglitt, ihr aufgelöstes Gesicht, das Tränen überströmten, sooft das mächtige Glied auf den Grund ihrer Kehle stieß und dabei die Zunge zurückdrängte, sie würgte. Schon fast geknebelt durch das harte Fleisch, das ihren Mund füllte, murmelte sie noch immer: "Ich liebe Sie."

Die eine der beiden Frauen hatte sich rechts, die andere links von Ren, gestellt, der sich mit den Armen auf ihre Schultern stützte. O hörte die Kommentare der Zuschauer, aber sie wollte nur die Seufzer ihres Geliebten hören, konzentrierte sich ganz darauf, ihn zu liebkosen, mit unendlichem Respekt, mit unendlicher Behutsamkeit.

O fühlte, daß ihr Mund schön war, weil es ihrem Geliebten gefiel, in ihn einzudringen, weil er die Liebkosungen dieses Mundes zur Schau stellte, weil es ihm endlich gefiel, sich in ihn zu ergießen.

Sie empfing ihn, wie man einen Gott empfängt, hörte ihn schreien, hörte die anderen lachen, und als sie ihn empfangen hatte, sank sie zusammen, das Gesicht auf den Boden. Die beiden Frauen hoben sie auf, und dieses Mal brachte man sie weg.

Die Pantöffelchen klapperten auf den roten Fliesen der Korridore, an denen sich die Türen reihten, glatt und diskret, mit winzigen Schlüssellöchern wie die Zimmertüren in den großen Hotels. O wagte nicht zu fragen, ob jedes dieser Zimmer bewohnt sei und von wem.

Die eine ihrer Begleiterinnen, deren Stimme sie noch nicht gehört hatte, sagte zu ihr: "Sie sind im roten Flügel und Ihr Diener heißt Pierre." - "Welcher Diener ?" sagte O, gerührt von der Sanftheit dieser Stimme, "und wie heissen Sie ?" - "Ich heiße Andre", - "Und ich Jeanne", sagte die zweite.

Die erste fuhr fort: "Der Diener, der die Schlüssel hat und Sie fesseln und losbinden wird, der Sie peitschen wird, wenn Sie bestraft werden sollen und wenn niemand für Sie Zeit hat. - Ich war im vergangen Jahr im roten Flügel, sagte Jeanne, Pierre war damals schon da.

Er kam oft nachts; die Diener haben die Schlüssel und in den Zimmern, die zu ihrem Bereich gehören, haben sie das Recht, über uns zu verfügen." O wollte fragen, wie dieser Pierre sei. Sie kam nicht dazu.

An der Biegung des Korridors hieß man sie vor einer Tür stehenbleiben, die sich in nichts von den anderen Türen unterschied; auf einer Bank zwischen dieser Tür und der nächsten sah sie einen Menschen mit rotem Gesicht sitzen, der ihr wie ein Bauer vorkam, gedrungen, mit fast kahlrasiertem Kopf, kleinen, tiefliegenden Augen und Fleischwülsten im Nacken.

Er war gekleidet wie ein Operettenlakai: ein Hemd mit Spitzenjabot schaute aus der schwarzen Weste hervor, die ein roter Spenzer bedeckte. Er trug schwarze Kniehosen, weiße Strümpfe und Lackpumps, Auch in seinem Gürtel steckte eine Peitsche mit Lederschnüren. Seine Hände waren mit roten Haaren bedeckt. Er zog einen Hauptschlüssel aus der Westentasche, schloß die Tür auf und ließ die drei

Frauen eintreten mit den Worten: "Ich schließe wieder ab, ihr läutet, wenn ihr fertig seid."

Die Zelle war winzig und bestand genau gesagt aus zwei Räumen. Nachdem die Tür zum Korridor wieder geschlossen war, stand man in einem Vorraum, der zur eigentlichen Zelle führte; an der gleichen Wand ging vom Schlafraum eine zweite Tür ins Badezimmer. Den Türen gegenüber war ein Fenster, ganz an der linken Wand, zwischen den Türen und dem Fenster, stand das Kopfende eines grossen, quadratischen, sehr niedrigen Bettes, das mit Pelzwerk bedeckt war.

Kein weiteres Möbelstück, kein Spiegel. Die Wände waren blutrot, der Teppich schwarz. Andre wies O darauf hin, daß das Bett weniger ein Bett war, als vielmehr eine gepolsterte Plattform, und der schwarze, langhaarige Bezugsstoff eine Pelzimitation.

Das Kopfkissen, flach und hart wie die Matratze, war aus dem gleichen Gewebe, ebenso die zweiseitig bezogene Decke. Als einziger Gegenstand hing an der Wand, etwa ebenso hoch über dem Bett wie der Haken in dem Pfosten über dem Boden der Bibliothek war, ein dicker Ring aus glänzendem Stahl.

Eine lange Stahlkette war hindurchgeführt, die gerade aufs Bett herunterhing; ihre aufeinanderliegenden Glieder bildeten ein kleines Häufchen, das andere Ende war in Reichweite an einem Haken mit Vorhängeschloß befestigt, als hätte man eine Gardine gezogen und in einen Halter geklemmt.

"Wir sollen ihnen beim Baden helfen, sagte Jeanne. Ich werde Ihnen das Kleid ausziehen. Das einzige Ungewöhnliche im Badezimmer war eine Toilette a la turque in der Ecke neben der Tür und die Tatsache, daß die Wände vollständig mit Spiegeln verkleidet waren.

Andre und Jeanne ließen O erst hineingehen, als sie nackt war, hängten ihr Kleid in den Wandschrank neben dem Waschbecken, wo bereits ihre Pantöffelchen und der rote Umhang verwahrt waren, und blieben, sogar als sie sich auf den Porzellansockel kauern mußte, so daß O sich dabei inmitten einer Vielzahl von Spiegelbildern genauso zur Schau gestellt fand, wie in der Bibliothek, als unbekannte Hände ihr Gewalt antaten.

"Warten Sie nur, bis Pierre dabei ist", sagte Jeanne, "dann werden Sie sehen." - "Wieso Pierre?" - "Wenn er kommt, um sie anzuketten, läßt er sie vielleicht niederkauern."

O fühlte, wie sie blaß wurde. "Aber warum?" sagte sie. - "Es wird Ihnen nichts anderes übrigbleiben", erwiderte Jeanne, "aber Sie haben Glück", - "Wieso Glück?" - "Ihr Geliebter hat Sie doch hierhergebracht?" - "Ja", sagte O. - "Sie werden viel strenger behandelt werden." - "Ich verstehe nicht . . ". - "Sie werden sehr bald verstehen. Ich läute Pierre. Wir holen Sie morgen früh wieder ab."

Andre lächelte beim Hinausgehen und Jeanne folgte ihr erst, nachdem sie die Spitzen von O's Brüsten liebkost hatte, die sprachlos am Ende des Bettes stand. Mit Ausnahme des Halsbandes und der ledernen Armreifen, die das Wasser gehärtet hatte, als sie badete, und die daher noch mehr drückten, war sie nackt.

"So, meine Schöne", sagte der Diener und trat ein. Und er packte ihre beiden Hände.

Er ließ die Ringe ihrer Armreifen ineinandergleiten, so daß ihre Handgelenke eng beisammenlagen, und fügte dann diese beiden Ringe in den Ring des Halsbandes. Sie stand also da, die gefalteten Hände in Höhe des Halses, wie beim Gebet. Nun mußte sie nur noch mit der Kette, die auf dem Bett lag und durch den oberen Ring lief, an die Wand gekettet werden.

Der Diener öffnete den Haken, der das andere Ende festhielt und zog, um die Kette kürzer zu machen.

O mußte ans Kopfende des Bettes treten und sich niederlegen. Die Kette klirrte durch den Ring und spannte sich so straff, daß die junge Frau sich auf dem Bett nur von der Wand zum Bettrand bewegen oder rechts und links direkt neben ihrem Lager aufrecht stehen konnte.

Da die Kette das Halsband nach hinten zog und ihre Hände einen Zug nach vorn bewirkten, entstand ein Gleichgewicht, die gefesselten Hände legten sich an die linke Schulter, der auch der Kopf sich zuneigte. Der Diener zog die schwarze Decke über O, aber erst, nachdem er ihre Beine bis zur Brust hochgebogen hatte, um den Raum zwischen ihren Schenkeln zu examinieren.

Er berührte sie nicht weiter, sagte kein Wort, löschte das Licht - eine Wandlampe zwischen den Türen - und ging hinaus.

O lag auf der linken Seite, allein im Dunkeln und in der Stille, warm zwischen den beiden Lagen aus Pelzstoff, und zwangsweise regungslos, und sie fragte sich, warum soviel

Leichtigkeit sich in ihr mit dem Grauen mischte oder warum das Grauen ihr so leicht war.

Das Schlimmste war, so fand sie, daß man ihr die Hände weggenommen hatte; nicht, daß ihre Hände sie hätten verteidigen können (wollte sie sich überhaupt verteidigen), aber wären sie frei gewesen, sie hätten wenigstens die Gesten andeuten, hätten versuchen können, die Hände wegzustoßen, die sich ihrer bemächtigten, das Fleisch, das sie durchbohrte, versuchen können, sich zwischen ihre Lenden und die Peitsche zu schieben.

Man hatte sie von ihren Händen befreit; ihr Körper unter der Pelzdecke war ihr selbst unerreichbar; wie seltsam war es, nicht die eigenen Knie berühren zu können, nicht die Mulde ihres Schosses.

Die brennenden Lippen zwischen ihren Beinen waren ihr verwehrt und sie brannten vielleicht nur, weil sie wußte, daß sie jedem offen waren: dem Diener Pierre, wenn es ihm belieben würde, hereinzukommen.

Es erstaunte sie, daß die Erinnerung an die Peitsche, die sie bekommen hatte, sie so kühl ließ, während der Gedanke, daß sie zweifellos niemals wissen würde, welcher der vier Männer sich zweimal mit Gewalt in ihre Lenden Eingang verschafft hatte, und ob es beide Male der gleiche Mann war, und ob es ihr Geliebter gewesen war, sie erregte.

Sie drehte sich mehr auf den Bauch, dachte, daß ihr Geliebter die Furche zwischen ihren Lenden liebte, in die er vorher (falls er es an diesem Abend getan hatte) niemals eingedrungen war. Sie wünschte sich, daß er es gewesen wäre; würde sie ihn fragen?

Ah! Niemals. Sie sah die Hand wieder, die ihr im Wagen Strumpfgürtel und Slip abgenommen und die Strumpfbänder gereicht hatte, damit sie die Strümpfe bis zum Knie rollen konnte. So lebhaft war dieses Bild, daß sie nicht mehr an ihre gefesselten Hände dachte und die Kette knirschte. Und wie kam es, daß die Erinnerung an die Marter sie nicht beschwerte, der bloße Gedanke, die bloße Erwähnung, der bloße Anblick einer Peitsche dagegen bewirkte, daß ihr Herz heftig klopfte und ihre Augen sich vor Entsetzen schlossen!

Sie hielt sich nicht bei der šberlegung, ob das nur Entsetzen sei; Panik ergriff sie; man würde ihre Kette ganz kurz anziehen, bis sie auf dem Bett stand, und man würde sie peitschen, ihr Bauch würde an die Wand gepreßt sein und man würde sie peitschen, das Wort kreiste unablässig

in ihrem Kopf.

Pierre würde sie auspeitschen, Jeanne hatte es gesagt. Sie haben Glück, hatte Jeanne wiederholt, man wird Sie viel strenger behandeln.

Was hatte sie damit sagen wollen?

O spürte nichts mehr, nur das Halsband, die Armreifen und die Kette, ihr Körper trieb dem Nichts entgegen, sie war dem Verstehen nahe.

Sie schlief ein.

In den letzten Stunden der Nacht, wenn sie am dunkelsten und kältesten ist, kurz vor Sonnenaufgang, erschien Pierre wieder. Er knipste das Licht im Badezimmer an und ließ die Tür offen, so daß ein helles Viereck auf die Mitte des Bettes fiel, dort, wo O's schlanker und zusammengerollter Körper ein wenig die Decke bauschte, die er leise zurückschlug.

Da O auf der linken Seite lag, mit dem Gesicht zum Fenster und leicht anzogenen Knien, bot sich seinem Blick ihre sehr weiße Kruppe auf dem schwarzen Pelz.

Er zog das Kissen unter ihrem Kopf weg und sagte höflich: "Würden Sie bitte aufstehen" - und als sie sich an der Kette auf die Knie hochgezogen hatte, half er ihr, indem er sie an den Ellbogen stützte, bis sie aufrecht und mit dem Rücken zu ihm an der Wand stand.

Im Lichtschein, den das schwarze Bett nur schwach reflektierte, war ihr Körper sichtbar, nicht zu sehen jedoch waren die Gesten des Mannes. Sie erriet, sie sah nicht, daß er die Kette aushakte, um sie an einem anderen Kettenglied einzuhängen, bis sie wieder straff war und O spürte, wie sie sich spannte. Ihre nackten Füße standen mit ganzer Sohle auf dem Bett.

O sah auch nicht, daß Pierre in seinem Gürtel nicht nur die Lederpeitsche trug, sondern den schwarzen Reitstock, mit dem man sie nur zweimal und ziemlich leicht geschlagen hatte, als sie am Pfosten standen war. Pierres linke Hand preßte sich gegen ihre Taille, die Matratze gab ein wenig nach, weil es den rechten Fuß daraufgesetzt hatte, um festen Stand zu fassen.

Im gleichen Augenblick, als sie etwas durch die Dunkelheit pfeifen hörte, fühlte O ein furchtbares Brennen quer über die Lenden und brüllte auf.

Pierre prügelte sie mit aller Kraft. Er wartete nicht, bis sie zu schreien aufgehört hatte und schlug noch viermal zu, wobei er darauf achtete, jeden neuen Hieb ein wenig über oder unter dem vorhergehenden zu plazieren, damit die Striemen ordentlich würden. Als er aufgehört hatte, schrie sie noch immer und die Tränen liefen ihr in den aufgerissenen Mund.

"Würden Sie sich bitte umdrehen", sagte er, und da sie in ihrer Verzweiflung nicht sogleich gehorchte, packte er sie um die Hüften, ohne den Reitstock loszulassen, der ihre Taille streifte.

Als sie mit dem Gesicht zu ihm stand, trat er einen Schritt zurück, ließ dann mit aller Kraft den Reitstock auf die Vorderseite ihrer Schenkel sausen. Das Ganze hatte fünf Minuten gedauert.

Als er hinausging, nachdem er das Licht wieder gelöscht und die Tür zum Badezimmer geschlossen hatte, schwankte O stöhnend an ihrer Kette im Dunkeln an der Wand hin und her.

Bis sie still wurde und regungslos an der Wand lehnte, deren Perkalintapete kühl an ihrer zerfetzten Haut lag, war auch der Tag schon erwacht.

Das große Fenster, dem sie zugewandt stand, ging nach Osten und reichte von der Decke bis zum Boden; es hatte keine Vorhänge, nur der gleiche rote Soff, der die Wände bedeckte, rahmte es zu beiden Seiten und brach sich in steifen Falten in den Gardinenhaltern.

O sah ein blasses Morgenlicht heraufziehen, das seine Nebelschleier über die Asternstauden draußen unter dem Fenster zog und schließlich eine Pappel erkennen ließ. Gelbliche Blätter fielen von Zeit zu Zeit kreisend zu Boden, obwohl sich kein Windhauch regte.

Vor dem Fenster, hinter dem malvenfarbenen Asternbeet, lag eine Rasenfläche, am Ende des Rasens sah man eine Allee. Es war jetzt heller Tag und schon lange machte O keine Bewegung mehr. Ein Gärtner erschien in der Allee, er schob eine Karre vor sich her. Man hörte das Eisenrad auf dem Kies knirschen. Wenn er herangekommen wäre, um die welken Blätter vor den Astern aufzukehren, dann hätte er - so groß das Fenster und so klein und hell das Zimmer - O nackt an ihrer Kette und mit den Spuren des Reitstocks auf den Schenkeln sehen können.

Die Wundränder waren angeschwollen und bildeten dicke Wülste, dunkler als das Rot der Wände.

Wo schlief ihr Geliebter, der so gern am stillen Morgen schlief!

In welchem Zimmer, in welchem Bett?

Wußte er, welcher Marter er sie ausgesetzt hatte?

Hatte er selbst sie anbefohlen?

O dachte an die Gefangenen, wie man sie auf den Kupferstichen alter Geschichtsbücher sieht, diese Gefangenen, die vor so vielen Jahren oder Jahrhunderten ebenfalls angekettet und ausgepeitscht worden waren und jetzt tot waren.

Sie wünschte sich nicht den Tod, aber wenn die Marter der Preis war, den sie entrichten mußte, damit ihr Geliebter sie auch in Zukunft lieben würde, so wünschte sie sich nur, es möge ihm eine Befriedigung sein, daß sie diese Marter erlitten hatte, und sie wartete, ganz sanft und still, bis man sie ihm wieder zuführen würde.

Keine der Frauen hatte Schlüssel, weder zu den Türen noch für die Ketten, Armreife oder Halsbänder, aber alle Männer trugen an einem Ring die dreierlei Schlüssel, die jeweils alle Türen öffneten, alle Schnappschlösser, alle Halsbänder.

Die Diener hatten diese Schlüssel ebenfalls.

Aber am Morgen schliefen die Diener, die während der Nacht Dienst gehabt hatten, und einer der Gebieter oder ein anderer Diener kam und öffnete die Schlösser.

Der Mann, der O's Zelle betrat, trug eine Lederjacke, Reithosen und hohe Stiefel. Sie erkannte ihn nicht. Er machte zuerst die Kette von der Mauer los und O konnte sich aufs Bett legen. Ehe er ihr die Hände losband, ließ er seine Hand zwischen ihren Schenkeln durchgleiten, wie es der maskierte und behandschuhte Mann getan hatte, den sie als ersten in dem kleinen, roten Salon gesehen hatte.

Vielleicht war es der gleiche.

Er hatte ein knochiges, hageres Gesicht, den starren Blick, den man auf den Porträts der alten Hugenotten sieht, und sein Haar war grau.

O hielt seinen Blick eine Weile aus, die ihr unendlich erschien, und erstarrte plötzlich, als sie sich erinnerte, daß es verboten war, die Gebieter oberhalb des Gürtels anzusehen. Sie schloß die Augen, jedoch zu spät, und hörte ihn lachen und sagen:

"Notieren Sie eine Züchtigung nach dem Abendessen." Er sprach zu Andre und Jeanne, die mit ihm hereingekommen waren und wartend zu beiden Seiten des Bettes standen. Darauf verschwand er.

Andre hob das Kopfkissen vom Boden auf und die Decke, die Pierre ans Bettende zurückgeschlagen hatte, als er gekommen war, um O auszupeitschen.

Jeanne zog ein Rolltisch heran, der auf dem Korridor bereitstand und mit Kaffee, Milch, Zucker, Brot, Butter und Hörnchen gedeckt war. "Essen Sie schnell", sagte Andre, "es ist neun Uhr, danach können Sie bis Mittag schlafen, und wenn Sie die Glocke hören, müssen Sie sich zum Essen fertigmachen. Sie müssen sich baden und frisieren und ich werde kommen, um Sie zu schminken und Ihnen das Korsett zu schnüren."

"Sie werden erst am Nachmittag Dienst haben", sagte Jeanne, "in der Bibliothek: den Kaffee servieren, die Liköre, und das Feuer unterhalten." - "Und Sie?" fragte O. - "Ach, wir müssen uns während der ersten vierundzwanzig Stunden Ihres Aufenthaltes um Sie kümmern, danach werden Sie allein sein und nur noch mit Männern zusammenkommen. Wir werden nicht mehr mit Ihnen sprechen dürfen und Sie nicht mit uns."

"Bleiben Sie", sagte O, "bleiben Sie noch und sagen Sie mir . . ." aber sie konnte nicht zu Ende sprechen, die Tür ging auf. Es war ihr Geliebter, und er war nicht allein.

Es war ihr Geliebter, gekleidet wie immer nach dem Aufstehen, wenn er sich die erste Zigarette anzündete: im gestreiften Pyjama und Morgenrock aus blauem Wollstoff, dem Morgenrock mit den Revers aus gesteppter Seide, den sie vor einem Jahr gemeinsam ausgesucht hatten. Seine Pantoffel waren abgetreten, er mußte sich neue kaufen.

Die beiden Frauen verschwanden ohne einen Laut, man hörte nur das Knistern der Seide, als sie die Röcke rafften (alle Röcke schleppten ein wenig nach), auf dem Teppich machten die Pantöffelchen kein Geräusch.

O, die in der linken Hand eine Tasse Kaffee hielt und in der anderen ein Hörnchen und halb im Schneidersitz an der

Bettkante hockte, ein Bein baumelnd, das andere untergeschlagen, blieb regungslos sitzen, die Tasse zitterte plötzlich in ihrer Hand und das Hörnchen fiel zu Boden.

"Heb es auf", sagte Ren,.

Das war sein erstes Wort.

Sie stellte die Tasse auf den Tisch, hob das angebrochene Hörnchen auf und legte es neben die Tasse. Ein großer Krümel war auf dem Teppich liegengeblieben, neben ihrem nackten Fuß. Ren, bückte sich selber und hob ihn auf.

Dann setzte er sich neben O, beugte sie zurück und küßte sie. Sie fragte ihn, ob er sie liebe. Er antwortete: "Ah! Ich liebe dich!" dann stand er auf und ließ auch O aufstehen, strich zart mit den kühlen Handflächen, dann mit den Lippen an den Wundrändern entlang.

O wußte nicht, ob sie den Mann ansehen dürfe, der mit Ren, gekommen war und jetzt mit dem Rücken zu ihnen an der Tür stand und rauchte.

Das Folgende sollte ihre Zweifel nicht beseitigen.

"Komm hierher, laß dich ansehen", sagte ihr Gebieter, zog sie ans Bettende, bestätigte seinem Begleiter, daß er recht gehabt habe und fügte hinzu, es sei nur billig, wenn er O, falls er Lust dazu habe, als erster nehme.

Der Unbekannte, den sie noch immer nicht anzusehen wagte, ließ seine Hand über ihre Brüste und an den Lenden entlang gleiten und sagte, sie solle die Beine öffnen. "Gehorche", sagte Ren, zu ihr.

Sie stand aufrecht, mit dem Rücken an Ren, gelehnt, der ebenfalls stand.

Seine rechte Hand streichelte ihre Brust, die linke hielt sie an der Schulter fest. Der Unbekannte hatte sich auf den Bettrand gesetzt. Er hatte die Lippen ergriffen, die den Eingang ihres Schosses schützten, und sie langsam auseinandergezogen. Als Ren, sah, was der andere von O wollte, schob er sie nach vorn und sein rechter Arm legte sich um ihre Taille, packte sie fester.

Dieser Liebkosung, die sie nie hinnahm, ohne sich zu wehren und ohne tiefe Scham zu empfinden, der sie sich immer so schnell wie möglich entzog, so schnell, daß sie kaum davon berührt wurde, die ihr als Sakrileg erschien - denn es erschien ihr als Sakrileg, daß ihr Geliebter vor

ihr kniete, während doch sie vor ihm knien sollte - dieser Liebkosung, das spürte sie plötzlich, würde sie sich jetzt nicht verschließen können, und sie sah sich verloren.

Denn sie stöhnte, als die fremden Lippen sich auf das schwellende Fleisch preßten, an den Rand des Kelches und sie jäh entflammten, sich dann nur lösten, damit die warme Zunge sie noch heftiger entflammen konnte.

Sie fühlte die verborgene Spitze hart und steif werden unter einem langen, saugenden Biß der Zähne und Lippen, einem langen und sanften Biß, unter dem sie keuchte.

Ihr Fuß glitt aus, sie fand sich wieder auf dem Rücken ausgestreckt, Ren,s Mund auf ihrem Mund, seine beiden Hände preßten ihre Schultern aufs Bett, während zwei andere Hände ihre Beine öffneten und hochhoben.

Ihre eigenen Hände, die unter ihren Lenden lagen (als Ren, sie auf den Unbekannten zuschob, hatte er ihre Handgelenke gefesselt, indem er die Ringe der Armbänder ineinanderschob), wurden vom Geschlecht des Mannes gestreift, das sich zwischen ihren Schenkeln rieb, hochglitt und plötzlich in die Tiefe ihres Schosses stieß.

Beim ersten Stoß schrie sie wie unter der Peitsche, dann bei jedem Stoß, und ihr Geliebter grub die Zähne in ihre Lippen. Mit einer brüsken Bewegung riß der Mann sich aus ihr, fiel wie vom Blitz getroffen zu Boden und schrie.

Ren, band O die Hände los, richtete sie auf und ließ sie unter die Decke schlüpfen. Der Mann stand auf, Ren, ging mit ihm zur Tür.

Blitzartig sah O sich verworfen, vernichtet, verdammt. Sie hatte unter den Lippen des Fremden gestöhnt, wie ihr Geliebter sie niemals stöhnen gehört hatte, geschrien unter dem zustossenden Glied des Fremden, wie sie bei ihrem Geliebten nie geschrien hatte. Sie war entwürdigt und hatte Strafe verdient.

Wenn er sie verließ, wäre das nur gerecht.

Aber nein, die Tür schloß sich, er blieb bei ihr, kam zu ihr, legte sich an ihrer Seite unter die Decke, glitt in ihren feuchten und brennenden Schoß, hielt sie in dieser Umarmung fest und sagte:

"Ich liebe dich. Wenn ich dich auch den Dienern überlassen haben werde, komme ich eines Nachts und lasse dich bis aufs Blut peitschen."

Die Sonne hatte den Nebel durchstossen und überflutete das Zimmer Aber erst die Mittagsglocke weckte die beiden.

O wußte nicht, was sie tun sollte.

Ihr Geliebter war hier, so nah, so zärtlich hingestreckt, wie in dem Zimmer mit der niedrigen Decke, wo er beinah jede Nacht bei ihr schlief, seit sie zusammen wohnten.

Dort stand ein großes Mahagonibett im Windsor-Stil, aber ohne Betthimmel, am Kopfende waren die Stäbe höher als unten.

Er schlief stets an ihrer linken Seite und sooft er aufwachte, oft mitten in der Nacht, streckte er die Hand nach ihren Schenkeln aus. Deshalb schlief sie immer nackt oder wenn sie einen Pyjama trug, zog sie nur die Jacke an; er auch. Sie nahm diese Hand und küßte sie, wagte nicht, ihn etwas zu fragen.

Aber er sprach.

Er sagte ihr, während er zwei Finger zwischen das Lederband und ihren Hals schob und sie festhielt, daß er beabsichtige, sie in Zukunft nach seinem Gutdünken mit seinen Freunden zu teilen oder mit Männern, die er zwar nicht kannte, die jedoch zu den Gästen des Schlosses gehörten, so wie er sie gestern Abend mit ihnen geteilt hatte. Daß sie von ihm, und von ihm allein, abhinge, auch dann, wenn sie von anderen Befehle entgegennähme, ob er nun anwesend sei oder nicht, denn er habe grundsätzlich Anteil an allem, was man von ihr fordern oder mit ihr tun mochte, und daß er sie besitze und genieße durch die Männer, denen er sie ausliefere, einfach aus dem Grund, weil er sie ihnen ausgeliefert habe.

Sie müsse sich ihnen unterwerfen und sie mit dem gleichen Respekt empfangen, mit dem sie ihn empfing, als wären sie seine Ebenbilder. Auf diese Weise würde er sie besitzen, wie ein Gott seine Geschöpfe besitzt, der sich in Gestalt eines Ungeheuers ihrer bemächtigt oder eines Vogels oder eines unsichtbaren Geistes oder in der Ekstase. Er wolle sich nicht von ihr trennen. Sie werde ihm um so mehr bedeuten, je mehr er sie ausliefere.

Die Tatsache, daß er sie anderen gebe, sei für ihn ein Beweis, daß sie ihm gehöre und sollte es auch für sie sein, Er gebe sie fort, um sie sogleich wieder an sich zu nehmen, nehme sie reicher zurück, wie einen gewöhnlichen Gegenstand, der göttlichem Gebrauch gedient hatte und da-

durch geheiligt werde.

Schon seit langem habe er sich gewünscht, sie zu prostituieren und er stelle mit Freude fest, daß die Lust, die er dabei empfand, größer sei als er gehofft habe und ihn noch fester an sie binde, wie sie auch O noch fester an ihn binden werde, um so fester, je mehr sie gedemütigt, je mehr sie gequält werde. Da sie ihn liebe, müsse sie auch alles lieben, was ihr durch ihn zugefügt werde.

O hörte ihm zu und bebte vor Glück, weil er sie liebte, bebte in freudigem Einverständnis.

Er erriet es zweifellos, denn er fuhr fort: "Eben weil es dir leicht fällt, in alles einzuwilligen, verlange ich von dir etwas, worin du unmöglich einwilligen kannst, auch wenn du es im vorhinein akzeptierst, auch wenn du jetzt ja sagst und glaubst, gehorchen zu können. Es wird dir unmöglich sein, dich nicht dagegen aufzulehnen. Man wird deinen Gehorsam erzwingen, nicht nur wegen des unvergleichlichen Vergnügens, das ich oder andere darin finden, sondern damit du dir bewußt wirst, was man aus dir gemacht hat.

O wollte erwidern, daß sie seine Sklavin sei und ihre Fesseln mit Wonne trage. Er ließ sie nicht zu Wort kommen.

"Man hat dir gestern gesagt, du dürftest, solange du in diesem Schloß bist, keinem Mann ins Gesicht schauen und mit keinem sprechen. Du darfst das auch bei mir nicht mehr. Nur schweigen und gehorchen. Ich liebe dich. Steh auf. Du wirst von nun an hier in Gegenwart eines Mannes den Mund nur noch öffnen, um zu schreien oder ihm zu Willen zu sein."

O stand auf, Ren, blieb auf dem Bett liegen.

Sie badete, frisierte sich, das laue Wasser ließ sie erzittern, als ihre wundgeschlagenen Lenden hineintauchten und sie mußte sich trocknen, ohne zu reiben, um das Brennen nicht zu verschlimmern.

Sie schminkte sich den Mund, aber nicht die Augen, puderte sich, und kam noch immer nackt, mit gesenktem Blick in die Zelle zurück. Ren, betrachtete Jeanne, die hereingekommen war und am Kopfende des Bettes stand, auch sie mit niedergeschlagenen Augen, auch sie stumm.

Er befahl ihr, O anzukleiden. Jeanne nahm das Korsett aus grüner Seide, den weissen Unterrock, das Kleid, die grünen Pantöffelchen, und nachdem sie O das Korsett auf der

Vorderseite zugehakt hatte, fing sie an, es hinten zu schnüren. Das Korsett war stark mit Fischbein versteift, lang und starr wie zur Zeit der Wespentaillen, mit eingearbeiteten Schalen, in denen die Brüste lagen.

Je fester man anzog, um so höher schoben sich die Brüste.

Die Schalen drückten sie von unten hoch und preßten die Spitzen heraus. Zugleich verengte sich die Taille, wodurch der Leib hervortrat und die Lenden stark betont wurden. Seltsamerweise war dieser Panzer sehr bequem und bis zu einem gewissen Grad erholsam.

Er stützte den Körper, machte aber, wenn auch nicht recht klar wurde, wodurch, vielleicht durch die Kontrastwirkung, besonders deutlich, wie ungeschützt, wie zugänglich die Stellen waren, die er nicht umschloß.

Der weite Rock und das Mieder, das trapezförmig vom Halsansatz bis zu den Brustspitzen und über die ganze Breite des Busens verlief, schien die Frau, die es trug weniger zu bedecken, als vielmehr herausfordernd zu entblößen, zur Schau zu stellen. Nachdem Jeanne die Litze mit einem doppelten Knoten verschnürt hatte, nahm O ihr Kleid vom Bett.

Es war in einem Stück, der Unterrock war am Rock festgenäht, wie ein auswechselbares Futter, und das Mieder, das vorne übereinanderging und hinten geschnürt wurde, legte sich der mehr oder weniger schlanken Form des Oberkörpers an, je nachdem, ob das Korsett mehr oder weniger stark geschnürt war. Jeanne hatte es sehr eng geschnürt und O sah sich im Spiegel des Badezimmers, durch die offengebliebene Tür, schlank und zerbrechlich in der dicken, grünen Seide, die sich um ihre Hüften bauschte wie ein Reifrock.

Die beiden Frauen standen nebeneinander.

Jeanne streckte den Arm aus, um eine Falte am Ärmel des grünen Kleides zu richten und ihre Brüste bewegten sich unter der Spitze, die ihr Mieder säumte, Brüste mit langen Spitzen und einem bräunlichen Hof.

Ihr Kleid war aus gelbem Faille. Ren,, der zu den beiden Frauen getreten war, sagte zu O: "Schau." - Und zu Jeanne: "Heb dein Kleid hoch."

Mit beiden Händen raffte sie die raschelnde Seide und das Batistfutter und enthüllte einen gebräunten Leib, glatte Schenkel und Knie und ein geschlossenes schwarzes Dreieck.

Rene streckte die Hand danach aus und bewegte sich langsam darin, während er mit der anderen Hand die Spitze einer Brust reizte.

"Damit du siehst", sagte er zu O.

O sah es.

Sie sah seine spöttische, aber aufmerksame Miene, seine Augen, die Jeannes halbgeöffneten Mund belauerten und den zurückgebogenen Hals, den das Lederband einschnürte.

Welche Lust verschaffte sie ihm, die nicht auch diese Frau, jede andere, ihm genauso verschaffen konnte! "Hast du daran noch nie gedacht?" sagte er. Nein, sie hatte nie daran gedacht. Sie lehnte kraftlos an der Wand zwischen den beiden Türen, ganz aufrecht, mit hängenden Armen. Er brauchte ihr nicht mehr zu befehlen, daß sie schweigen solle. Wie hätte sie sprechen können?

Vielleicht rührte ihn ihre Verzweiflung.

Er ließ Jeanne los und nahm O in die Arme, nannte sie seine Liebe und sein Leben, wiederholte, daß er sie liebe. Die Hand, mit der er ihre Brust und ihren Hals liebkoste, war noch feucht von Jeannes Schoß. Was tat das.

Die Verzweiflung, die sie durchflutet hatte, wich von ihr; er liebte sie, ah, er liebte sie. Er hatte das Recht, sich an Jeanne oder an anderen Frauen zu vergnügen, er liebte sie.

"Ich liebe dich", sagte sie ihm ins Ohr, "ich liebe dich", so leise, daß er es kaum hörte.

"Ich liebe dich."

Er ging erst von ihr, als er sah, daß sanfte Zärtlichkeit sie erfüllte, ihre Augen strahlten, daß sie glücklich war. Jeanne nahm O bei der Hand und zog sie auf den Korridor hinaus. Wieder klapperten ihre Pantöffelchen auf den Fliesen und wieder fanden sie auf der Bank zwischen den Türen einen Diener. Er war wie Pierre gekleidet, aber es war nicht Pierre.

Er war ein großer, dürrer Mensch mit schwarzem Haar. Er ging vor den Frauen her und führte sie in ein Vorzimmer, wo an einer schmiedeeisernen Tür, die sich von großen, gelben Portieren abhob, zwei weitere Diener warteten, zu deren Füßen weiße, lohfarben gefleckte Hunde lagen.

"Das ist das Allerheiligste", flüsterte Jeanne. Aber der Diener, der vor ihnen ging, hatte sie gehört und drehte sich um,

O sah voll Entsetzen, wie Jeanne ganz blaß wurde und ihre Hand losließ, das Kleid losließ, das sie mit der anderen Hand leicht gerafft hatte, und auf die Knie fiel, auf die schwarzen Fliesen - denn das Vorzimmer war mit schwarzem Marmor ausgelegt.

Die beiden Diener neben der Gittertür lachten.

Einer von ihnen trat zu O hin und bat sie, ihm zu folgen, öffnete die Tür, die Tür gegenüber, durch die sie hereingekommen waren, und verschwand. Sie hörte Lachen und Hin- und Hergehen, dann schloß die Tür sich hinter ihr. Nie, niemals erfuhr sie, was sich zugetragen hatte, ob Jeanne bestraft worden war, weil sie gesprochen hatte und worin diese Strafe bestand, oder ob sie nur eine Laune des Dieners zu befriedigen hatte, ob sie mit ihrem Kniefall ein Gebot befolgte oder ihn milde stimmen wollte und ob es ihr gelungen war.

O beobachtete während dieses ersten Aufenthaltes im Schloß, der zwei Wochen dauerte, daß trotz der Strenge des Schweigegebotes nur selten jemand versuchte, dieses Gebot während der Gänge im Haus oder während der Mahlzeiten einzuhalten, besonders bei Tage in alleiniger Gegenwart der Diener, als verleihe die Kleidung eine Sicherheit, die das Nacktsein und die Ketten bei Nacht und die Anwesenheit der Gebieter zunichte machte.

Sie beobachtete ferner, daß die kleinste Geste, die man als Annäherungsversuch an einen der Gebieter auslegen konnte, selbstredend ganz unvorstellbar war, daß dies jedoch den Dienern gegenüber nicht galt.

Die Diener erteilten niemals einen Befehl, wenn auch die Höflichkeit ihrer Aufforderungen ebenso unerbittlich war wie ein Befehl. Sie hatten offenbar Anweisung, Verstöße gegen die Hausregel auf der Stelle zu bestrafen, wenn sie die einzigen Zeugen waren.

So erlebte O dreimal, einmal auf dem Korridor, der in den roten Flügel führte und zweimal im Refektorium, wohin man sie soeben geführt hatte, wie Mädchen, die beim Sprechen ertappt worden waren, zu Boden geworfen und gepeitscht wurden.

Man konnte also auch, ungeachtet dessen, was ihr am ersten

Abend gesagt worden war, am hellen Tage ausgepeitscht werden; was in Gegenwart der Diener geschah, fiel nicht unter dieses Gesetz und konnte nach Gutdünken geahndet werden. Das Tageslicht verlieh ihren Kostümen etwas Ausgefallenes und Drohendes.

Einige trugen schwarze Strümpfe und statt der roten Jacke und des weißen Jabots ein weiches Hemd aus roter Seide, das am Hals gerafft war, mit weiten Ärmeln, die am Handgelenk eng anlagen.

Am Mittag des achten Tages hatte einer dieser Diener, schon mit der Peitsche in der Hand, das Mädchen auf dem Hocker neben O aufgerufen, eine üppige, blonde Magdalena mit einem Busen wie Milch und Rosen, die ihr zugelächelt und ein paar Worte so hastig zugeflüstert hatte, daß O sie nicht verstand.

Noch eh der Diener sie berührt hatte, lag sie zu seinen Füßen, ihre schneeweißen Hände streichelten unter der schwarzen Seide das noch ruhende Geschlecht, sie legte es frei und führte es an ihren geöffneten Mund.

Sie wurde dieses Mal nicht gepeitscht.

Und da dieser Diener damals als einziger im Speisesaal die Aufsicht führte und die Augen schloß, während er sich die Buße gefallen ließ, tuschelten die übrigen Mädchen.

Man konnte also die Diener bestechen.

Aber wozu?

Wenn es eine Vorschrift gab, der O sich nicht mit Leichtigkeit beugen konnte, der sie sich niemals völlig beugte, so war es die Vorschrift, daß sie den Männern nicht ins Gesicht schauen dürfe - und da diese Vorschrift auch den Dienern gegenüber galt, fühlte O sich ständig in Gefahr, so sehr verzehrte sie die Neugier auf Gesichter.

Tatsächlich wurde sie von dem einen oder anderen gepeitscht, allerdings nicht jedesmal, wenn man sie ertappte (denn die Diener nahmen es mit den Regeln nicht so genau, sie legten wohl großen Wert auf die Faszination, die sie ausübten und wollten sich nicht durch zu unnachsichtige und zu grausame Strenge um die Blicke bringen, die von ihren Augen und ihrem Mund abglitten, um sich wieder auf ihr Geschlecht zu heften, auf die Peitsche, ihre Hände, um das Spiel von neuem zu beginnen), sondern zweifellos nur dann, wenn sie Lust hatten, O zu demütigen.

So grausam sie in solchem Fall auch behandelt wurde, sie hatte nie den Mut oder die Feigheit besessen, sich ihnen zu Füßen zu werfen, sie fügte sich ihnen, aber sie flehte sie niemals an.

Was das Gebot des Schweigens betraf, so fiel es ihr so leicht, es einzuhalten - nicht nur ihrem Geliebten gegenüber - daß sie es nicht ein einziges Mal übertrat, nur durch Zeichen antwortete, wenn ein anderes Mädchen einen unbewachten Augenblick nutzte, um sie anzusprechen. Das geschah meist während der Mahlzeiten, die in dem Saal stattfanden, in den man sie soeben geführt hatte.

Die Wände waren schwarz, die Fliesen ebenfalls, der lange Tisch aus dickem, schwarzem Glas, und jedes Mädchen hatte als Sitzgelegenheit einen runden, mit schwarzem Leder bezogenen Hocker.

Wenn man sich darauf niederließ, mußte man die Röcke heben und als ihre Schenkel das glatte, kalte Leder berührten, wurde O an den Sitz des Autos erinnert, auf den sie sich so hatte setzen müssen, nachdem ihr Geliebter ihr befohlen hatte, Strümpfe und Slip auszuziehen.

Und umgekehrt wurde sie später jedesmal, wenn sie - gekleidet wie alle Welt, aber mit nackten Lenden unter ihrem unauffälligen Schneiderkostüm oder ihrem gewöhnlichen Kleid - Rock und Unterkleid hob, um sich neben ihrem Geliebten oder einem anderen Mann auf den blanken Autositz oder auf die Bank eines Caf,s zu setzen, an das Schloß erinnert, an ihre nackten Brüste, die das seidene Mieder zur Schau stellte, an die Hände und Lippen, denen alles erlaubt war, und an das schreckliche Schweigen.

Dennoch war nichts ihr eine so große Hilfe gewesen, wie dieses Schweigen, höchstens noch die Ketten.

Die Ketten und das Schweigen, die sie an sich selbst hätten fesseln sollen, sie ersticken, sie erwürgen, hatten sie im Gegenteil von sich selbst befreit.

Was wäre aus ihr geworden, wenn man ihr die Sprache gelassen hatte und die Bewegungsfreiheit ihrer Hände, wenn ihr eine Wahl geblieben wäre, während ihr Geliebter sie vor seinen Augen anderen preisgab?

Gewiß, sie sprach während der Folterungen, aber konnte man dieses Gemisch aus Klagen und Schreien noch Sprechen nennen?

šberdies brachte man sie oft zum Verstummen, indem man sie

knebelte. Die Blicke, die Hände, die Körper, die sie besudelten, die Peitschen, die sie zerfleischten, versetzten sie in einen rauschhaften Zustand der Selbstvergessenheit, der wieder in die Liebe mündete, sie vielleicht sogar in die Nähe des Todes führte.

Sie war niemand und zugleich jedes der anderen Mädchen, die wie sie geöffnet und brutal genommen wurden, vor ihren Augen, denn sie sah dabei zu, wenn sie nicht sogar dabei helfen mußte.

An ihrem zweiten Tag, noch nicht vierundzwanzig Stunden nach ihrer Ankunft, wurde sie also nach dem Essen in die Bibliothek geführt, um sich dort um den Kaffee und das Feuer zu kümmern.

Sie wurde begleitet von Jeanne, die der schwarz behaarte Diener wieder zurückgebracht hatte, und von einem Mädchen namens Monique. Der gleiche Diener führte sie auch in die Bibliothek, wo er neben der Säule stehen blieb, an der O angebunden gewesen war.

Die Bibliothek war noch leer.

Die Fenstertüren gingen nach Westen und die Herbstsonne, die langsam über einen friedlichen, hohen Himmel zog, an dem kaum eine Wolke stand, erhellte auf einer Kommode einen riesigen Strauß schwefelgelber Chrysanthemen, die nach Erde und welkem Laub rochen.

"Hat Pierre Sie gestern gezeichnet?", fragte der Diener.

O nickte.

"Dann müssen Sie es zeigen, raffen Sie bitte Ihren Rock."

Er wartete, bis sie ihren Rock hinten hochgerollt hatte, wie es ihr am Vorabend von Jeanne gezeigt worden war, und bis Jeanne ihr geholfen hatte, ihn festzumachen. Dann sagte er, sie solle das Feuer anzünden. Inmitten der Kaskade aus grüner Seide und weißem Batist waren O's Lenden bis zur Taille sichtbar, ihre Schenkel und die schlanken Beine.

Die fünf Striemen waren schwarz.

Das Holz lag schon auf dem Rost geschichtet, O brauchte nur ein Streichholz an das Stroh unter den Reisern zu halten, die sogleich Feuer fingen.

Die Zweige des Apfelbaums brannten zuerst, dann die Ei-

chenscheite, aus denen hohe, prasselnde und helle Flammen schlugen, die im Sonnenlicht fast unsichtbar waren, aber stark dufteten.

Ein zweiter Diener trat ein und stellte auf die Konsole, von der die Lampe entfernt worden war, ein Tablett mit Tassen und Kaffee und ging wieder.

O ging zur Konsole, Monique blieb auf der einen, Jeanne auf der anderen Seite des Kamins stehen.

In diesem Augenblick traten zwei Männer ein, wahrend der erste Diener hinausging. O glaubte an der Stimme einen der Männer zu erkennen, die am Vorabend mit Gewalt in sie eingedrungen waren, den Mann, der verlangt hatte, daß man O's Lenden leichter zugänglich machen solle.

Sie musterte ihn verstohlen, während sie den Kaffee in die schwarzgoldenen Tässchen goß, die Monique zusammen mit dem Zucker herumreichte.

Es war also dieser schlanke, blonde Junge gewesen, der wie ein Engländer aussah. Er sprach wieder, und nun war sie sicher.

Auch der andere war blond, jedoch untersetzt, mit plumpen Zügen. Beide saßen in den großen Ledersesseln, die Beine am Feuer, rauchten ruhig und lasen ihre Zeitungen, sie nahmen von den Frauen so wenig Notiz, als wären sie nicht da.

Von Zeit zu Zeit hörte man Papier rascheln, Glut zerbröckeln.

Von Zeit zu Zeit legte O ein neues Scheit aufs Feuer. Sie saß auf einem Kissen am Boden, neben dem Holzkorb. Monique und Jeanne ihr gegenüber, ebenfalls am Boden. Ihre ausgebreiteten Röcke flossen ineinander. Moniques Kleid war dunkelrot.

Plötzlich, aber erst nach Ablauf einer Stunde, rief der blonde Junge Jeanne herbei, dann Monique.

Er befahl ihnen, den Hocker zu bringen (den gleichen, über den man am Vorabend O bäuchlings geworfen hatte).

Monique wartete nicht erst auf weitere Befehle, sie kniete nieder, beugte sich vornüber, daß ihre Brust sich gegen den Pelzbezug preßte, und hielt sich mit beiden Händen an den Ecken des Hockers fest. Als Jeanne auf Befehl des

jungen Mannes Moniques roten Rock hochschlug, bewegte sie sich nicht.

Nun mußte Jeanne ihm, nach seinen Anweisungen, die er ihr in denkbar brutalen Ausdrücken erteilte, die Kleider öffnen und mit beiden Händen diesen Degen aus Fleisch umfassen, der O mindestens einmal so grausam durchbohrt hatte.

Er schwoll an, wurde steif zwischen den geschlossenen Handflächen und O sah diese gleichen Hände, Jeannes winzige Hände, Moniques Schenkel teilen, in deren Höhlung der junge Mann eindrang, langsam und in kleinen Stößen, die das Mädchen stöhnen ließen.

Der andere Mann, der wortlos zusah, winkte O zu sich, und ohne den Blick abzuwenden, stieß er sie über eine Armlehne seines Sessels, so daß ihr hochgeschürzter Rock ihm ihre Lenden in ganzer Länge darbot, und griff mit einer Hand in ihren Schoß.

So fand sie Ren,, als er eine Minute später hereinkam.

"Bleiben Sie nur so", sagte er und setzte sich auf das Kissen am Boden, wo O, eh sie weggerufen wurde, am Feuer gesessen war.

Er betrachtete sie aufmerksam und lächelte, sooft die Hand, die sie festhielt, in ihr wühlte, wieder zupackte, sich immer tiefer in ihren Schoß grub und in ihre nachgebenden Lenden und ihr ein Stöhnen entriß, das sie nicht unterdrücken konnte.

Monique war längst wieder aufgestanden, Jeanne schürte an O's Stelle das Feuer, sie brachte Ren,, der ihr die Hand küßte, ein Glas Whisky, und er trank es aus, ohne die Augen von O abzuwenden.

Der Mann, der sie noch immer gepackt hielt, sagte: "Gehört sie Ihnen?" - "Ja", antwortete Rene. - "Jacques hat recht", fuhr der andere fort, "sie ist zu eng, man muß sie ausweiten." -

"Aber nicht zu sehr, sagte Jacques."

Wie Sie wünschen, sagte Ren, und stand auf, "Sie können das besser beurteilen als ich." - Und er läutete.

Während der folgenden Tage trug O von Sonnenuntergang, dem Ende ihrer Dienstzeit in der Bibliothek, bis zu der Nachtstunde - acht oder zehn Uhr - zu der man sie wieder

dorthin führte, - sie in Ketten und nackt unter ihrem roten Umhang hinführte - einen Zapfen aus Hartgummi von der Form eines aufgerichteten Penis, der von drei Kettchen an einem Ledergürtel um ihre Hüften so festgehalten wurde, daß die innere Bewegung ihrer Muskeln ihn nicht herausstoßen konnte.

Eine der Kettchen folgte der Furche zwischen ihren Lenden, die beiden anderen dem Ansatz der Schenkel zu beiden Seiten ihres Schoßes, so daß man, wenn man wollte, ungehindert dort eindringen konnte.

Als Ren, geklingelt hatte, hatte er den Behälter bringen lassen, der in einem Fach ein Sortiment von Kettchen und Gürteln enthielt und im anderen eine Auswahl von Zapfen, von den dünnsten bis zu ganz dicken.

Allen war gemeinsam, daß sie an der Basis sehr breit waren, damit sie keinesfalls ins Körperinnere rutschten und der fleischige Ring, den sie aufzwingen und dehnen sollten, sich nicht wieder zusammenziehen konnte.

So wurde sie aufgespreizt zunehmend von Tag zu Tag, denn Jacques, der sie täglich niederknien oder besser sich zu Boden werfen ließ, um darüber zu wachen, daß Jeanne oder Monique oder irgendeine andere, die gerade zur Hand war, den von ihm gewählten Zapfen befestigte, wählte jedesmal einen dickeren.

Noch beim Abendessen, das die Mädchen gemeinsam im gleichen Speisesaal einnahmen, gebadet, nackt und geschminkt, trug O ihn, und an den Kettchen und dem Gürtel konnten alle sehen, daß sie ihn trug.

Er wurde ihr erst abgenommen, und zwar von Pierre, wenn der Diener sie für die Nacht an der Wand ankettete, falls niemand nach ihr verlangte, oder wenn er ihr die Hände auf den Rücken fesselte, um sie zur Bibliothek zu führen.

Es verging kaum eine Nacht, ohne daß jemand sich dieses Zugangs bedient hatte, der auf diese Weise bald ebenso bequem war, wenn auch noch immer enger, als der andere.

Nach Ablauf einer Woche war keine Vorrichtung mehr nötig und ihr Geliebter sagte O, er sei glücklich, daß sie nun zweifach zugänglich sei und er werde dafür sorgen, daß sie es auch bleibe. Zugleich kündigte er ihr an, daß er verreise und daß sie ihn während der letzten sieben Tage, die sie im Schloß verbringen sollte, eh er sie abholen und nach Paris zurückbringen werde, nicht mehr zu sehen bekäme.

"Aber ich liebe dich", fügte er hinzu, "ich liebe dich, vergiß mich nicht."

Ah! wie hätte sie ihn vergessen können?

Er war die Hand, die ihr die Augen verband, die Peitsche des Dieners Pierre, er war die Kette über ihrem Bett und der Unbekannte, der seine Zähne in ihren Schoß grub, und alle Stimmen, die ihr Befehle erteilten waren seine Stimme.

Wurde sie abgestumpft!

Nein.

Man hätte meinen sollen, durch die ständige Erniedrigung würde sie sich daran gewöhnen, erniedrigt zu werden, durch die ständigen Berührungen daran, berührt zu werden, vielleicht sogar an die Peitsche, wenn sie ständig gepeitscht wurde.

Eine schreckliche šbersättigung mit Schmerz und Wollust hätten sie allmählich bis an die Schwelle einer Fühllosigkeit treiben müssen, die dem Schlaf oder der Bewußtlosigkeit ähnlich war.

Aber im Gegenteil. Vielleicht lag es an dem Korsett, das sie stützte, an den Ketten, die sie in sklavischer Unterwerfung hielten, an der Stille ihrer Zelle, und am ständigen Anblick der Mädchen, die wie sie ausgeliefert waren, am Anblick dieser stets allen zugänglichen Körper.

Auch am Anblick ihres eigenen Körpers und daran, daß sie ständig an ihn denken mußte.

Täglich, und wie einem Ritual folgend, von Speichel und Sperma beschmutzt, von Schweiß, der sich mit ihrem eigenen Schweiß mischte, empfand sie sich buchstäblich als Gefäß der Unreinheit, von dem die Heilige Schrift redet.

Und doch, genau wie diejenigen Teile ihres Körpers, die am meisten geschändet wurden, noch empfindungsfähiger geworden waren, so schienen sie ihr auch schöner geworden, veredelt: ihr Mund, der das Geschlecht eines Unbekannten umschloß, die Spitzen ihrer Brüste, die ständig von fremden Händen berührt wurden, die Zugänge ihres Leibes zwischen ihren gespreizten Schenkeln, Wege, die jeder benutzen, jeder nach Laune zerwühlen konnte.

Unglaublich, daß sie an Würde gewannen haben sollte, weil

sie prostituiert wurde, und doch stimmte es.

Sie strahlte Würde aus, man sah an ihrem Gang die Ruhe, an ihrem Gesicht die Heiterkeit und das leise innere Lächeln, das man in den Augen derer, die für die Welt tot sind, mehr ahnt als sieht.

Als Rene ihr sagte, daß er sie verlassen werde, war die Nacht bereits hereingebrochen, O war nackt in der Zelle und wartete, bis man sie in den Speisesaal führen würde.

Ihr Gebieter hingegen war gekleidet wie immer, mit einem Anzug, den er täglich in der Stadt trug. Als er sie in die Arme nahm, rieb der Tweed seiner Jacke sich an der Spitze ihrer Brüste.

Er küßte sie, legte sie aufs Bett, legte sich zu ihr und nahm sie zärtlich und sanft, kam und ging durch die beiden Wege, die sich ihm boten, um sich endlich in ihrem Mund zu ergießen, den er danach von neuem küßte.

"Eh ich weggehe, möchte ich dich peitschen lassen, und diesmal bitte ich dich darum. - Bist du einverstanden?" -

Sie war einverstanden.

"Ich liebe dich, ich liebe dich", wiederholte er, "klingle nach Pierre."

Sie klingelte.

Pierre fesselte ihr die Hände über dem Kopf an der Kette.

Als sie so festgebunden war, küßte ihr Geliebter sie nochmals, er stand neben ihr auf dem Bett, wiederholte noch einmal, daß er sie liebe, stieg dann vom Bett und machte Pierre ein Zeichen.

Er sah zu, wie sie sich vergeblich wand, hörte ihr Stöhnen zu Schreien werden.

Als ihre Tränen flossen, schickte er Pierre weg.

Sie fand die Kraft, ihm noch einmal zu sagen, daß sie ihn liebe.

Er küßte ihr tränennasses Gesicht, ihren keuchenden Mund, band sie los, legte sie aufs Bett und ging.

Wenn man sagt, daß O von der Sekunde an, in der ihr Geliebter sie verließ, nur noch auf seine Rückkehr gewartet

habe, so sagt man wenig: sie war nur noch Erwartung und Nacht. Bei Tage war sie wie eine gemalte Statue mit sanfter Haut und gefügigem Mund, die - jetzt hielt sie auch diese Regel strikt ein - stets die Augen gesenkt hielt.

Sie machte das Feuer an und unterhielt es, servierte Kaffee und Getränke, zündete Zigaretten an, arrangierte Blumen und faltete Zeitungen wie ein junges Mädchen im Salon ihrer Eltern, und wirkte dabei so rührend mit ihrem entblößen Busen und dem Lederhalsband, dem engen Korsett und den Handschellen aus Leder, daß die Männer, die sie bediente, ihr nur zu befehlen brauchten, sie solle dabeistehen, wenn eines der anderen Mädchen vergewaltigt wurde, um sogleich auch nach O selbst zu verlangen; zweifellos mißhandelte man sie darum nur um so mehr.

Machte sie etwas falsch! Oder hatte ihr Geliebter sie allein gelassen, damit die anderen, denen er sie auslieferte, um so freier über sie verfügen konnten! Wie dem auch sei, als sie am zweiten Tag nach seiner Abreise bei Anbruch der Nacht sich soeben entkleidet hatte und im Spiegel ihres Badezimmers die schon fast verblaßten Striemen von Pierres Reitstock auf der Vorderseite ihrer Schenkel betrachtete, trat der Diener ein.

Es waren noch zwei Stunden bis zum Abendessen. Er sagte ihr, daß sie nicht im Speisesaal essen werde und daß sie sich fertigmachen solle, wobei er auf den türkischen Sitz in der Ecke wies, auf den sie sich nun in Gegenwart Pierres kauern mußte, wie Jeanne ihr bereits gesagt hatte.

Die ganze Zeit, während sie dort saß, schaute er sie an, sie sah ihn in den Spiegeln und sah sich selbst, unfähig das Wasser zurückzuhalten, das aus ihrem Körper floß.

Er wartete, bis sie danach ihr Bad genommen und sich geschminkt hatte. Sie wollte ihre Pantöffelchen und den roten Umhang holen, doch er sagte, indem er ihr die Hände auf den Rücken band, daß es sich nicht lohne und daß sie einen Augenblick auf ihn warten solle. Sie setzte sich an eine Ecke des Bettes.

Draußen ging ein Unwetter nieder, kalter Wind und Regen, und die Pappel neben dem Fenster krümmte und streckte sich unter den Sturmböen. Vergilbte, durchweichte Blätter klatschten dann und wann an die Scheiben.

Es war so dunkel wie mitten in der Nacht, obwohl es noch nicht sieben Uhr geschlagen hatte, aber der Herbst war schon vorgerückt und die Tage wurden kürzer. Als Pierre wiederkam, hielt er die gleiche Binde in der Hand, mit der

ihr am ersten Abend die Augen verbunden worden waren. Dazu eine lange, klirrende Kette, ähnlich der Kette an der Wand.

Es schien O, als zögerte er, ob er ihr zuerst die Kette anlegen solle oder zuerst die Augenbinde. Sie schaute dem Regen zu, es war ihr gleichgültig, was man von ihr wollte, sie dachte nur, daß Ren, gesagt hatte, er werde wiederkommen, daß noch fünf Tage und fünf Nächte vergehen müßten, und daß sie nicht wußte, wo er war, ob er allein war und wenn nicht, wer bei ihm sein mochte.

Aber er würde wiederkommen.

Pierre hatte die Kette aufs Bett gelegt, und ohne O in ihren Träumen zu stören, befestigte er die schwarze Augenbinde, die sich ein wenig über den Augenhöhlen erweiterte, jedoch dicht auf den Lidern lag: unmöglich, durchzuspähen, unmöglich, die Lider zu heben.

Wohltätige Nacht, die ihrer eigenen Nacht glich und die O niemals mit solcher Freude begrüßt hatte, wohltätige Ketten, die sie von sich selbst befreiten. Pierre befestigte die Kette an dem Ring ihres Halsbandes und bat sie, mit ihm zu kommen.

Sie stand auf, spürte, daß sie vorwärtsgezogen wurde und setzte sich in Bewegung. Ihre nackten Füsse wurden eisig auf den Fliesen, sie begriff, daß sie den Korridor des roten Flügels entlangging, dann wurde der Boden, der noch immer kalt war, rauher: sie ging auf einem Steinbelag, Sandstein oder Granit.

Zweimal hieß der Diener sie stehenbleiben, sie hörte das Geräusch eines Schlüssels, der eine Tür öffnete, dann wieder versperrte. "Vorsicht, Stufen", sagte Pierre und sie stieg eine Treppe hinunter; einmal strauchelte sie.

Pierre fing sie um die Taille auf.

Er hatte sie noch nie berührt, außer um sie anzuketten oder zu schlagen, jetzt aber legte er sie auf die kalten Stufen, an denen sie sich mit den gefesselten Händen festhielt, so gut es ging, um nicht zu rutschen und stürzte sich auf ihre Brüste. Sein Mund wanderte von der einen zur anderen und während er sie an sich preßte, spürte sie, wie er sich langsam spannte. Er hob sie erst auf, nachdem er sich an ihr Genüge getan hatte.

Naß und vor Kälte zitternd stieg sie schließlich die letzten Stufen hinab, hörte wieder eine Tür aufgehen und

spürte, nachdem sie durch diese Tür gegangen war, sogleich einen dicken Teppich unter den Füssen.

Die Kette wurde nochmals leicht angezogen, dann banden Pierres Hände ihre Hände los, nahmen ihr die Augenbinde ab: sie war in einem runden, gewölbten Raum, der sehr klein und niedrig war, Mauern und Deckengewölbe aus Stein und ohne jeden Bewurf, man sah die Fugen zwischen den Quadern.

Die Kette, die an ihrem Hals befestigt war, hing, in einer Ringschraube eingehakt, in etwa einem Meter Höhe an der Mauer, der Tür gegenüber, und ließ ihr nur soviel Bewegungsfreiheit, daß sie zwei Schritte nach vorn machen konnte. Es war kein Bett da, nichts, was einem Bett ähnlich sah, keine Decke, nur drei oder vier marokkanische Kissen, aber außerhalb ihrer Reichweite und nicht für sie bestimmt.

Innerhalb ihrer Reichweite hingegen stand in der Nische, durch die das spärliche Licht in den Raum sickerte, ein Holztablett mit Wasser, Obst und Brot. Die Wärme der Heizkörper, die nah am Boden in das Mauerwerk eingebaut waren und rundum eine Art brennender Fußleiste bildeten, kam nicht auf gegen den Geruch nach Schlamm und Erde, den Geruch, der in den ehemaligen Kerkern herrscht, in den alten Schlössern, in einem unbewohnten Bergfried.

In diesem warmen Halbdunkel, in das kein Laut drang, hatte O bald jeden Sinn für Zeit verloren. Es gab weder Tag noch Nacht, das Licht ging nie ganz aus.

Pierre oder ein anderer Diener stellten gleichgültig frisches Wasser, Obst und Brot auf das Tablett, wenn es leer war, und führten sie ins Bad in ein benachbartes Gelaß. Sie sah niemals die Männer, die hereinkamen, weil jedesmal erst ein Diener ihr die Augen verband und die Binde erst abnahm, wenn sie wieder allein war.

Sie verlor auch das Gefühl dafür, wieviele es waren und weder ihre sanften Hände noch ihre Lippen, die blind ihre Zärtlichkeit erwiesen, konnten jemals erkennen, wen sie berührten. Manchmal waren es mehrere, meist nur einer allein, aber jedesmal mußte sie, eh jemand sich ihr näherte, mit dem Gesicht zur Mauer niederknien, man hakte den Ring ihres Halsbandes in die gleiche ™se, an der die Kette hing und peitschte sie aus. Sie stemmte die Handflächen gegen die Mauer und legte das Gesicht auf den Handrücken, um es sich nicht am Stein zu zerkratzen aber sie rieb sich Knie und Brüste daran wund.

Sie konnte auch die Martern nicht mehr zählen und ihre Schreie, die das Gewölbe erstickte. Sie wartete.

Plötzlich stand die Zeit nicht mehr still. in ihrer samtenen Nacht nahm sie wahr, daß ihr die Kette abgenommen wurde.

Drei Monate lang, drei Tage lang hatte sie gewartet, oder zehn Tage oder zehn Jahre. Sie spürte, daß man sie in einen dicken Stoff hüllte, und daß jemand sie unter den Armen und den Kniekehlen faßte, hochhob und wegtrug. Sie fand sich in ihrer Zelle unter ihrer schwarzen Pelzdecke wieder, es war früher Nachmittag, ihre Augen waren offen, ihre Hände frei, und Ren, saß neben ihr und streichelte ihr das Haar.

"Du mußt dich anziehen, sagte er, wir gehen."

Sie nahm ein letztes Bad, er bürstete ihr das Haar, reichte ihr Puder und Lippenstift.

Als sie in die Zelle zurückkam, lagen ihr Kostüm, die Bluse, das Unterkleid, ihre Strümpfe und Schuhe auf dem Fußende des Bettes, auch ihre Tasche und die Handschuhe. Sogar der Mantel war da, den sie über dem Kostüm trug, wenn es anfing, kälter zu werden, und ein Seidentuch, um den Hals zu schützen, aber weder Strumpfgürtel noch Slip.

Sie rollte die Strümpfe bis zum Knie, zog sich langsam an, bis auf die Kostümjacke, denn es war sehr warm in der Zelle. In diesem Augenblick trat der Mann ein, der ihr am ersten Abend erklärt hatte, was man von ihr verlangen werde.

Er nahm ihr das Halsband und die Armreifen ab, die sie zwei Wochen lang gefangen gehalten hatten.

Fühlte sie sich jetzt befreit!

Oder fehlte ihr etwas?

Sie sagte nichts, wagte kaum, mit den Händen ihre Gelenke zu berühren, wagte nicht, an ihren Hals zu fassen.

Der Mann hielt ihr nun eine kleine Holzkette mit lauter gleichen Ringen hin und bat sie, daraus einen Ring zu wählen, der an ihren linken Ringfinger paßte. Es waren sonderbare Eisenringe, innen mit Gold gerandet; der breite, schwere Reif, ähnlich der Fassung eines Siegelrings, aber hochgewölbt, trug in Nielloarbeit ein goldenes Rad mit drei Speichen, die spiralenförmig gebogen waren,

wie beim Sonnenrad der Kelten.

Der zweite Ring ließ sich mit ein wenig Mühe anstecken und paßte genau. Er war schwer an ihrer Hand, und das Gold glänzte wie aus einem Versteck hinter dem matten Grau des polierten Eisens.

Warum das Eisen, warum das Gold, und das Zeichen, das sie nicht zu deuten wußte?

Es war nicht möglich, in diesem rotbespannten Raum zu sprechen, wo noch die Kette an der Wand über dem Bett hing, wo die noch verknüllte schwarze Decke am Boden lag, wo der Diener Pierre hereinkommen konnte, hereinkommen würde, eine absurde Erscheinung in seinem Opernkostüm, im wattigen Novemberlicht.

Sie irrte sich, Pierre kam nicht herein. Ren, ließ sie die Jacke anziehen und die langen Handschuhe, die über die Ärmel reichten. Sie nahm ihren Schal, die Tasche, und hängte den Mantel über den Arm.

Die Absätze ihrer Schuhe machen auf den Fliesen des Korridors weniger Geräusch, als die Pantöffelchen gemacht hatten, die Türen waren geschlossen, das Vorzimmer war leer.

O hielt die Hand ihres Geliebten.

Der Unbekannte, der sie geleitete, öffnete das Gitter des Allerheiligsten, wie Jeanne es genannt hatte und vor dem jetzt weder Diener noch Hunde wachten. Er hob eine der grünen Samtportieren und ließ beide durchgehen.

Der Vorhang fiel wieder.

Man hörte, wie das Gitter geschlossen wurde. Sie waren allein in einem weiteren Vorraum, der zum Park führte. Man brauchte nur noch die Stufen der Freitreppe hinunterzugehen, vor der O den Wagen wiedersah, den sie schon kannte.

Sie setzte sich neben ihren Geliebten, der am Steuer saß und den Wagen startete. Als sie aus dem Park waren, dessen Einfahrtstor weit offen stand, fuhr er noch einige hundert Meter weiter, hielt dann an, um sie zu küssen.

Es war genau am Eingang eines kleinen, friedlichen Dörfchens, das sie danach durchfuhren. O konnte den Namen auf dem Ortsschild lesen: Roissy.

II. SIR STEPHEN

Das Appartement, das O bewohnte, lag auf der Ile Saint-Louis, unter dem Giebelwerk eines alten Hauses, das nach Süden, über die Seine, blickte. Es waren große, niedrige Mansardenzimmer, die beiden Vorderzimmer hatten je einen Balkon, der in die Dachschräge eingebaut war.

Eines war O's Schlafzimmer; das andere, wo eine vom Boden bis zur Decke reichende Bücherwand den Kamin rahmte, diente als Salon, als Arbeitsraum und wenn man wollte, konnte man hier auch schlafen: den beiden Fenstern gegenüber stand ein großes Sofa, und vor dem Kamin ein großer, antiker Tisch.

Hier wurde auch zu Abend gegessen, wenn das winzige Speisezimmer, das mit dunkelgrünem Serge tapeziert war und auf den Hof ging, die Gäste nicht fassen konnte. Ein weiteres Zimmer, das ebenfalls auf den Hof ging, diente Ren, als Schrank- und Ankleideraum.

O teilte mit ihm das gelbe Badezimmer; die ebenfalls gelbe Küche war winzig klein. Eine Aufwartefrau kam jeden Tag. Die Böden der Zimmer auf der Hofseite waren mit roten Fliesen ausgelegt, mit diesen altmodischen, sechs-eckigen Platten, die vom zweiten Stockwerk aufwärts die Stufen und Treppengänge der alten Pariser Häuser bedecken.

Als O sie wiedersah, spürte sie einen Stich im Herzen: es waren die gleichen Fliesen, wie in den Korridoren von Roissy. Ihr Zimmer war klein, die rosa und schwarzen Chintzvorhänge waren zugezogen, das Feuer loderte hinter dem Kamingitter, das Bett war bereit, die Decke zurückgeschlagen.

"Ich habe dir ein Nylonnachthemd gekauft", sagte Ren,, "du hast noch keines."

Wirklich lag am Bettrand, auf der Seite, auf der O schlief, ein weisses, plissiertes Nylonhemd ausgebreitet, hauchzart wie die Gewänder der ägyptischen Statuen und beinah durchsichtig.

Es wurde um die Taille, über einer Steppbordüre aus Gummifäden, mit einem schmalen Gürtel gehalten und der Nylonjersey war so leicht, daß die Wölbung der Brüste ihn rosig färbte. Alles, mit Ausnahme der Vorhänge und der gleichfarbigen Stoffbespannung zu Häupten des Bettes und der beiden kleinen Sessel, die mit demselben Chintz bezogen waren, alles in diesem Zimmer war weiß: die Wände, die Steppdecke auf dem Sprossenbett aus Mahagoni, und die

Bärenfelle auf dem Boden.

O saß jetzt in ihrem weissen Hemd vor dem Feuer und hörte ihrem Geliebten zu. Als erstes sagte er ihr, sie dürfe nicht glauben, daß sie von jetzt an wieder frei sei. Es stehe ihr allerdings frei, ihn nicht mehr zu lieben und ihn auf der Stelle zu verlassen. Wenn sie ihn aber liebe, sei sie in nichts mehr frei.

Sie hörte ihm wortlos zu, dachte, wie glücklich sie darüber sei, daß er sich, auf welche Weise auch immer, beweisen wolle, wie sehr sie ihm gehöre, und daß es ein wenig naiv von ihm sei, anzunehmen, diese Hörigkeit bedürfe überhaupt eines Beweises.

Aber vielleicht nahm er das gar nicht an und wollte nur darüber sprechen, weil es ihm Freude machte? Sie schaute ins Feuer, während er zu ihr redete, sie schaute nicht zu ihm auf, wagte nicht, seinem Blick zu begegnen. Er hatte sich nicht gesetzt, er ging im Zimmer auf und ab.

Plötzlich sagte er, daß sie vor allem die Knie öffnen und die Arme hängen lassen solle, wenn sie ihm zuhöre; denn sie hatte mit geschlossenen Knien dagesessen und hatte die Arme um die Knie geschlungen.

Sie zog also ihr Hemd hoch und ließ sich auf Knie und Fersen nieder, wie die Karmeliterinnen oder die Japanerinnen, und wartete. Jetzt, wo ihre Knie gespreizt waren, spürte sie zwischen ihren halbgeöffneten Schenkeln das leichte, spitze Kratzen des weissen Fells; Ren, war noch nicht genug zufrieden: sie hatte die Beine nicht weit genug geöffnet.

Die Befehle "öffne" und, "öffne die Beine", von Ren, ausgesprochen, besaßen eine so verwirrende Macht, daß sie sie niemals ohne eine Art geistigen Kniefalls hörte, frommer Unterwerfung, als hätte nicht er, sondern ein Gott sie gesprochen.

Sie blieb also unbeweglich sitzen und ließ die Hände mit den Innenflächen nach oben zu beiden Seiten ihrer Knie ruhen, zwischen denen der Jersey ihres Hemdes, das sich um sie breitete, in die ursprünglichen Pliseefalten fiel. Was ihr Geliebter von ihr verlangte, war ganz einfach: daß sie ständig und auf der Stelle zugänglich sein solle.

Es genügte ihm nicht, zu wissen, daß sie es war: sie mußte es ohne jedes Hindernis sein, und ihre ganze Haltung wie auch ihre Kleidung sollten für die Eingeweihten gewissermaßen Symbole dieser Zugänglichkeit sein.

Das bedeutet, fuhr er fort, zweierlei. Erstens, was sie schon wußte und worauf man sie am Abend ihrer Ankunft im Schloß hingewiesen hatte: die Knie, die sie niemals überschlagen durfte, die Lippen, die immer halboffen bleiben mußten.

Sie glaubte wohl, das sei praktisch nichts (sie glaubte es tatsächlich), sie werde jedoch das Gegenteil feststellen, daß die Einhaltung dieser Disziplin ständige angespannte Aufmerksamkeit erfordere, die sie nicht nur in seiner Gegenwart und vielleicht in Gegenwart einiger anderer, die ihr Geheimnis kannten, an ihren wahren Zustand erinnern werde, sondern bei der gewöhnlichsten Beschäftigung und unter Menschen, die nichts ahnten.

Was ihre Kleidung betreffe, so sei es ihre Sache, sie so zu wählen oder notfalls zu erfinden, daß dieser Entkleidungsakt, den er in dem Wagen nach Roissy mit ihr hatte vornehmen müssen, in Zukunft nicht mehr notwendig sei: morgen werde sie in ihren Schränken Musterung halten, unter ihren Kleidern, in den Schubladen unter ihrer Wäsche, und ihm ausnahmslos alles abliefern, was sie darin an Strumpfgürteln und Höschen finde; ebenso alle Büstenhalter, die so gearbeitet waren, wie der, dessen Träger er erst hatte abschneiden müssen, ehe er ihn ihr ausziehen konnte; Unterkleider, die soweit heraufreichten, daß sie ihre Brüste bedeckten, Blusen und Kleider, die nicht vorn zu öffnen waren, alle Röcke, die so eng waren, daß man sie nicht mit einer einzigen Bewegung hochschlagen konnte.

Sie solle sich andere Büstenhalter machen lassen, andere Blusen, andere Kleider. Dann würde sie ja von jetzt an mit nackten Brüsten unter ihrer Bluse oder ihrem Pullover zur Korsettschneiderin gehen. Sollte es jemandem auffallen, so werde sie es nach Gutdünken erklären oder nicht erklären, ganz wie sie wolle, das gehe nur sie allein an. Mit den übrigen Anweisungen, die er ihr noch zu erteilen habe, wolle er noch ein paar Tage warten, und er wünsche, daß sie, wenn sie ihm zuhören werde, entsprechend gekleidet sei.

In der kleinen Schublade ihres Schreibtisches werde sie soviel Geld finden, wie sie brauche.

Als er zu Ende gesprochen hatte, flüsterte sie "ich liebe dich" ohne die geringste Bewegung zu machen. Er legte frisches Holz aufs Feuer, zündete die Nachttischlampe aus rosa Opalin an. Er sagte, O solle sich zu Bett legen und auf ihn warten, er werde bei ihr schlafen. Als er zurückkam, streckte O die Hand aus, um die Lampe zu löschen: die

linke Hand, und das letzte was sie sah, eh alles ins Dunkel versank, war der matte Glanz ihres Eisenrings. Sie lag halb auf der Seite: da rief ihr Geliebter leise ihren Namen, er packte sie am Schoß und zog sie an sich.

Am nächsten Tag, kurz nachdem O allein in dem grünen Eßzimmer Mittag gegessen hatte - Ren, war zeitig weggegangen und würde erst am Abend zurückkommen, um sie zum Essen abzuholen - klingelte das Telephon. Der Apparat stand im Schlafzimmer neben dem Bett, unter der Nachttischlampe. O setzte sich auf den Boden und nahm den Hörer ab.

Es war Ren,, der wissen wollte, ob die Aufwartefrau schon weg sei. Ja, sie sei gerade gegangen, nachdem sie das Essen serviert hatte, und werde erst morgen früh wiederkommen. "Hast du schon mit dem Aussortieren deiner Kleider angefangen? sagte Ren,. "Ich wollte gerade anfangen, habe gebadet und bin erst um Mittag fertig geworden. - Bist du angekleidet? -

Nein, ich habe mein Nachthemd und den Morgenrock an. Leg den Hörer weg, zieh den Morgenrock und das Nachthemd aus." O gehorchte, so eifrig, daß der Hörer vom Bett rutschte, wo sie ihn hingelegt hatte, auf den weißen Teppich fiel und sie glaubte, die Verbindung sei unterbrochen. Nein, sie war nicht unterbrochen. "Bist du nackt? - hörte sie Ren, wieder.

"Ja, sagte sie, von wo rufst du an?" Er beantwortete ihre Frage nicht, sondern fuhr fort: "Hast du deinen Ring angelassen?" Sie hatte den Ring angelassen. Er befahl ihr, so zu bleiben, wie sie war, bis er zurückkommen werde, und den Koffer mit den Kleidungsstücken zu packen, die sie nicht mehr tragen sollte.

Dann legte er auf. Es war ein Uhr vorbei und das Wetter war schön. Ein Sonnenstrahl fiel auf das Nachthemd und den Morgenrock aus Cordsamt, blaßgrün wie die Schalen frischer Mandeln, beide lagen noch auf dem Teppich, wie O sie hatte herabgleiten lassen. Sie hob sie auf und trug sie ins Badezimmer, hängte sie in einen Wandschrank.

Als sie an einem Spiegel vorbeiging, der an einer Tür angebracht war und mit einem Wandspiegel und einer zweiten, ebenfalls mit Spiegelglas belegten Tür einen dreiteiligen Spiegel bildete, sah sie plötzlich ihr Bild: sie hatte nichts am Leib als ihre Lederpantöffelchen, vom gleichen Grün wie ihr Morgenrock, kaum dunkler als die Pantöffelchen, die sie in Roissy getragen hatte und ihren Ring.

Sie trug weder Halsband noch Lederarmreifen, und sie war

allein, ihr eigener Zuschauer. Dennoch hatte sie sich noch niemals so völlig einem fremden Willen ausgeliefert, so völlig als Sklavin gefühlt, und war noch nie so glücklich darüber gewesen. Als sie sich bückte, um eine Schublade zu öffnen, sah sie ihre Brüste sich leicht bewegen. Es dauerte beinah zwei Stunden, bis sie alle Kleidungsstücke, die in den Koffer gepackt werden mußten, auf dem Bett ausgelegt hatte.

Bei den Slips gab es keinen Zweifel, O schichtete sie zu einem Häufchen neben einer der Sprossen. Die Büstenhalter ebenfalls, es blieb nicht einer übrig: sie waren alle über dem Rücken gekreuzt und schlossen an der Seite. Aber sie sah schon, wie sie das gleiche Modell anfertigen lassen könnte, nur mit dem Verschluß vorn, genau unter der Furche zwischen den Brüsten. Auch die Strumpfgürtel machten keine Schwierigkeiten, aber sie zögerte, das Taillenmieder aus rotem Seidenbroch, dazuzulegen, daß am Rücken geschnürt wurde und dem Korsett, das sie in Roissy getragen hatte, so ähnlich war.

Sie legte es beiseite, auf die Kommode. Ren, würde entscheiden. Er würde auch wegen der Pullover entscheiden, die alle über den Kopf gezogen wurden und am Hals eng anlagen, also nicht zu öffnen waren. Aber man konnte sie von der Taille her hochziehen und so die Brüste freimachen. Sämtliche Unterkleider dagegen häuften sich auf dem Bett.

In der Kommodenschublade blieb nur ein Halbrock aus schwarzem Faille mit Plisseesaum und kleinen Valencienne-Spitzen, der unter einen schwarzen, sehr leichten und fast durchsichtigen Wollrock mit Sonnenplissee gehörte. Sie würde neue Unterröcke brauchen, hellfarbig und kurz. Sie stellte fest, daß sie entweder ganz auf enge Kleider verzichten oder Mantelkleider wählen müßte, die von oben bis unten durchgeknöpft waren, mit einem Futter, das sich zugleich mit dem Kleid öffnete. Bei den Unterröcken und Kleidern war die Sache einfach, aber was würde die Wäschenäherin sagen, wenn sie ihre Bestellung aufgeben würde? Sie würde ihr erklären, daß sie ein loses Futter haben wolle, weil sie leicht friere.

Es stimmte sogar, daß sie leicht fror, und sie fragte sich plötzlich, wie sie so mangelhaft geschützt im Winter die Kälte im Freien ertragen werde. Als sie schließlich fertig war und von ihrer Garderobe nur die Hemdkleider blieben, die alle vom geknöpft wurden, der schwarze Plisseerock, die Mäntel natürlich, und das Kostüm, mit dem sie aus Roissy zurückgekommen war, machte sie Tee. In der Küche stellte sie den Thermostat der Heizung höher: die Aufwartefrau hatte den Holzkorb für das Feuer im Salon

nicht gefüllt und O wußte, daß ihr Geliebter sie am Abend im Salon am Feuer vorfinden wollte. In einen großen Sessel gekauert, den Tee neben sich, erwartete sie also seine Rückkehr. aber dieses Mal wartete sie, wie er befohlen hatte, nackt.

Auf die erste Schwierigkeit stieß sie in ihrem Beruf. Schwierigkeit ist viel gesagt. Erstaunen wäre richtiger. O arbeitete in der Modeabteilung einer Photoagentur. Das heißt, sie machte im Studio, wo sie stundenlang posieren mußten, Aufnahmen von besonders exotischen und besonders hübschen Mädchen, die von den Modehäusern zur Vorführung ihrer Modelle ausgesucht wurden.

Man wunderte sich, daß O ihren Urlaub so weit in den Herbst hinein ausgedehnt hatte und daher ausgerechnet in der Zeit abwesend war, in der die meiste Arbeit anfiel, kurz vor Erscheinen der neuen Mode. Aber das hätte man noch hingenommen. Man wunderte sich vor allem, daß sie so verändert war. Auf den ersten Blick konnte niemand sagen, woran es lag, aber jeder empfand es sofort und je länger man sie beobachtete, um so mehr war man davon überzeugt.

Sie hielt sich gerader, ihr Blick war klarer geworden, aber das Auffallendste war ihre Fähigkeit, völlig regungslos zu verharren und die Gehaltenheit aller Gesten. Sie war schon immer nüchtern gekleidet gewesen, wie alle Mädchen, die einem Beruf nachgehen, der einem Männerberuf gleicht, aber so geschickt sie sich auch anstellte, die anderen Mädchen, die das Objekt ihrer Arbeit bildeten und deren Beruf eben Kleider und Schmuck waren, hatten schnell bemerkt, was anderen Augen entgangen war.

Die Pullover, die auf der bloßen Haut getragen wurden und so zärtlich die Brüste modellierten, - Ren, hatte schließlich die Pullover gestattet - die Plisseeröcke, die so schwerelos um sie schwangen, wirkten fast wie eine dezente Uniform, da O kaum etwas anderes trug. "Junge Mode", sagte eines Tages mit spöttischer Miene ein blondes, grünäugiges Mannequin zu ihr, ein Mädchen mit den hohen Backenknochen und dem dunklen Teint der Slawen.

"Aber, fuhr sie fort, Strumpfbänder sollten Sie nicht tragen, Sie werden sich die Beine verderben." O hatte sich nämlich unvorsichtigerweise in ihrer Gegenwart ein wenig schnell rittlings auf die Armlehne eines großen Lederfauteuils gesetzt, dabei war ihr Rock hochgeflogen.

Das große Mädchen hatte das Weiß des nackten Schenkels über dem gerollten Strumpf gesehen, der das Knie gerade noch bedeckte, aber dann aufhörte. O hatte sie so neugie-

rig lächeln sehen, daß sie sich fragte, was die andere sich spontan vorgestellt oder vielleicht erraten habe. Sie zog ihre Strümpfe hoch, erst den einen, dann den anderen, um sie straffer zu spannen, was schwierig ist, wenn sie nicht bis zur Mitte der Schenkel reichen, und nicht von einem Strumpfgürtel gehalten werden, und erwiderte Jacqueline, wie um sich zu rechtfertigen: "Es ist praktisch. " - "Praktisch für wen? " sagte Jacqueline: - Ich mag keine Strumpfgürtel", erwiderte O. Aber Jacqueline hörte nicht zu, sie betrachtete den Eisenring.

In den folgenden Tagen machte O etwa fünfzig Aufnahmen von Jacqueline. Sie waren mit keinem Photo zu vergleichen, das sie bisher gemacht hatte. Vielleicht hatte sie noch nie ein solches Modell gehabt. Auf jeden Fall hatte sie noch nie soviel aus einem Gesicht oder einem Körper herausgeholt. Dabei handelte es sich doch nur darum, die Seiden, die Pelze, die Spitzen noch schöner wirken zu lassen durch die plötzliche Schönheit einer im Spiegel überraschten Fee, die Jacqueline in der einfachsten Bluse wie im prächtigsten Nerz ausstrahlte.

Ihr Haar war kurz, dicht und blond, kaum gewellt, auf einen Wink hin neigte sie den Kopf ein wenig auf ihre linke Schulter und legte die Wange an den hochgestellten Kragen ihres Pelzes, wenn sie gerade einen Pelz trug. O überraschte sie einmal in dieser Haltung, lächelnd und zärtlich, das Haar leicht gebauscht wie von einer sanften Briese, die zarte, feste Wange an einen Nerz geschmiegt, der blaugrau und weich war, wie die frische Asche eines Holzfeuers. Sie hatte die Lippen leicht geöffnet, die Augen halb geschlossen.

Unter der eisigen Glanzschicht des Photos konnte man sie für eine glückliche Ertrunkene halten, bleich, so bleich. O hatte den Probeabzug in einem leichten Grauton anfertigen lassen. Sie hatte eine weitere Aufnahme von Jacqueline gemacht, die sie noch mehr verwirrte: gegen das Licht, mit nackten Schultern, den feinen, kleinen Kopf und das Gesicht in ein schwarzes, grobmaschiges Schleierchen gehüllt, darüber einen absurden, doppelten Reiherbusch, dessen staubfeine Federn die Gestalt wie eine Rauchwolke krönten; sie trug eine phantastische Robe aus schwerer, broschierter Seide, rot wie das Hochzeitskleid einer Braut aus dem Mittelalter, es reichte bis zum Boden, war von den Hüften an weit, in der Taille eng, und das Mieder zeichnete die Brust nach Es war das, was die Modeschöpfer als großes Abendkleid bezeichnen und was kein Mensch jemals trägt.

Die sehr hochhackigen Sandaletten waren ebenfalls aus

roter Seide. Und die ganze Zeit, während Jacqueline so vor O stand, in diesem Kleid und diesen Sandaletten und diesem Schleier, der wie die Andeutung einer Gesichtsmaske war, vervollständigte, veränderte O in Gedanken das Modell: es fehlte nur ein wenig die Taille enger geschnürt, die Brüste weiter sichtbar - und es war das gleiche Kleid wie in Roissy, das gleiche Kleid, das Jeanne getragen hatte, die gleiche schwere, glatte, spröde Seide, die man mit beiden Händen rafft, wenn es heißt ...

Und wirklich, Jacqueline raffte das Kleid mit beiden Händen, um von dem Podium herunterzusteigen, auf dem sie eine Viertelstunde lang posiert hatte. Das gleiche Knistern, das gleiche Rascheln wie welkes Laub. Kein Mensch trägt Galaroben? Oh, doch. Auch Jacqueline trug ein enganliegendes Goldkollier um den Hals, zwei goldene Armbänder um die Gelenke.

O ertappte sich bei dem Gedanken, daß sie noch schöner sein würde mit dem Lederhalsband, mit ledernen Armspangen. Und dieses Mal tat sie etwas, was sie noch nie getan hatte: sie folgte Jacqueline in die große Garderobe neben dem Studio, wo die Mannequins sich ankleideten und schminkten und ihre Kleider und Schminkutensilien zurückließen, wenn sie nach Hause gingen.

Sie blieb an die Türfüllung gelehnt stehen, den Blick auf den Frisierspiegel gerichtet, vor dem Jacqueline noch immer in ihrer Robe saß. Der Spiegel war so groß - er bedeckte die ganze Wand und der Frisiertisch war nur eine einfache, schwarze Glasplatte - daß sie zugleich Jacqueline und ihr eigenes Spiegelbild sah und das Spiegelbild der Garderobiere, die den Reiherschmuck und das Tüllnetz abnahm. Jacqueline löste selbst das Halsband, ihre nackten Arme waren erhoben wie zwei Henkel; ein Schweißfilm glänzte in ihren Achselhöhlen, die epiliert waren (warum? sagte O sich, wie schade, sie ist so blond) und O nahm den herben und zarten, ein wenig pflanzenhaften Geruch wahr und fragte sich, welches Parfum Jacqueline wohl trage - welches Parfum man Jacqueline tragen lassen sollte. Dann nahm Jacqueline ihre Armreifen ab, legte sie auf die Glasplatte, wo sie eine Sekunde lang klirrten, wie Ketten.

Ihr Haar war so hell, daß die Haut, getönt wie der feine Sand an einem Strand, von dem die Flut sich gerade zurückgezogen hat, dagegen dunkler wirkte. Auf dem Photo würde die rote Seide schwarz sein. Genau in diesem Augenblick hoben sich die dichten Wimpern, die Jacqueline nur ungern tuschte, und O begegnete im Spiegel einem so direkten, so unverwandten Blick, daß sie nicht fähig war, die Augen abzuwenden und spürte, wie sie langsam errötete.

Das war alles.

"Entschuldigen Sie", sagte Jacqueline, "ich muß mich umziehen."

"Verzeihung", murmelte O und schloß die Tür hinter sich. Am nächsten Tag nahm sie die Probeabzüge der Aufnahmen, die sie gemacht hatte, mit nach Hause, sie wußte selbst nicht, ob sie die Bilder ihrem Geliebten, mit dem sie auswärts essen sollte, zeigen wollte oder nicht. Während sie sich vor der Frisiertoilette ihres Schlafzimmers schminkte, betrachtete sie die Aufnahmen und unterbrach sich, um mit dem Finger die Linie einer Braue, die Spur eines Lächelns nachzuziehen. Aber als sie den Schlüssel in der Tür hörte, ließ sie die Bilder in die Schublade gleiten.

O hatte seit zwei Wochen eine vollständig neue Garderobe und hatte sich noch immer nicht daran gewöhnt, als sie eines Abends bei ihrer Heimkehr aus dem Studio eine Nachricht ihres Geliebten vorfand, der sie bat, um acht Uhr bereit zu sein, weil sie mit ihm und einem seiner Freunde essen solle. Ein Wagen werde sie abholen, der Chauffeur werde in die Wohnung kommen. Ein Zusatz bestimmte, sie solle ihre Pelzjacke mitnehmen, sich ganz in Schwarz kleiden (ganz war unterstrichen) und darauf achten, daß sie genauso geschminkt und parfümiert sei wie in Roissy.

Es war sechs Uhr, ganz in Schwarz und zum Abendessen - und es war Mitte Dezember, es war kalt - das bedeutet schwarze Seidenstrümpfe, schwarze Handschuhe, und zu ihrem fächerförmig passierten Rock entweder einen dicken Pullover mit Pailettenstickerei oder ihre Failleweste. Sie wählte die Failleweste. Sie war wattiert und mit großen Stichen abgesteppt, vom Hals bis zur Taille anliegend und mit Agraffen geschlossen, wie die Wämser der Männer im sechzehnten Jahrhundert, und die Brust war durch einen eingearbeiteten Büstenhalter deutlich abgezeichnet. Das Futter war aus dem gleichen Faille, und die kurzen Schöße endeten an der Hüfte.

Der einzige Putz waren die großen, vergoldeten Agraffen, so auffallend wie die Schnallen an den Schneestiefeln der Kinder, die sich klickend über breiten, flachen ™sen öffnen und schließen. O legte ihre Kleider zurecht, stellte die schwarzen Wildlederpumps mit der überhöhten Sohle und den Bleistiftabsätzen vor das Bett, und kam sich dann höchst wunderlich vor, als sie sich nach dem Bad, frei und allein in ihrem Badezimmer, sorgfältig schminkte und parfümierte, genau wie in Roissy.

Gewöhnlich benutzte sie andere Schminken. In der Schublade ihres Frisiertisches fand sie fetthaltiges Wangenrot - sie legte nie Rouge auf - mit dem sie den Hof' ihrer Brüste tönte. Es war ein Rouge, das man kaum sah, wenn es aufgetragen wurde, das jedoch später nachdunkelte. Sie glaubte zuerst, sie habe zuviel genommen, wischte es mit Alkohol wieder ab - es ließ sich sehr schwer abwischen - und begann von neuem: die Spitzen ihrer Brüste erblühten in tiefem Rosenrot. Vergebens versuchte sie, damit die Lippen zu schminken, die das Vlies ihres Schoßes verbarg, es haftete nicht.

Schließlich fand sie unter den Lippenstiften, die sie in der gleichen Schublade verwahrte, einen dieser kußechten Stifte, die sie nicht gern benutzte, weil sie zu trocken waren und zu sehr hafteten. Für diesen Zweck war er geeignet. Sie richtete ihr Haar, ihr Gesicht, danach parfümierte sie sich. Ren, hatte ihr in einem Zerstäuber, der einen dichten Nebel versprühte, ein Parfum geschenkt, dessen Namen sie nicht kannte. Es roch nach trockenem Holz und Sumpfpflanzen herb und ein bischen wild.

Der Nebel schmolz und rieselte auf ihre Haut, auf den Flaum ihrer Achselhöhlen und ihres Schoßes, haftete in winzigen Tröpfchen.

O hatte in Roissy Geduld gelernt: sie parfümierte sich dreimal, ließ jedesmal das Parfum auf der Haut trocknen. Sie zog zuerst ihre Strümpfe und die hochhackigen Schuhe an, dann Unterrock und Rock, dann die Weste. Sie streifte die Handschuhe über, nahm ihre Tasche. In der Tasche waren ihre Puderdose, das Rouge, ein Kamm, der Schlüssel, und zehn Francs.

Schon behandschuht nahm sie den Pelz aus dem Schrank und schaute auf die Uhr neben dem Bett: es war ein Viertel vor acht Uhr. Sie setzte sich schräg auf die Bettkante und wartete, die Augen auf den Wecker gerichtet, regungslos auf das Anschlagen der Glocke. Als sie es endlich hörte und aufstand, begegnete sie im Spiegel des Frisiertisches, eh sie die Lampe löschte, ihrem Blick, er war furchtlos, sanft und gefügig.

Als sie die Tür des kleinen italienischen Restaurants aufstieß, vor dem der Wagen sie abgesetzt hatte, sah sie sogleich Ren, an der Bar sitzen. Er lächelte ihr zärtlich zu, faßte ihre Hand, dann drehte er sich zu einem sportlichen, grauhaarigen Mann um und stellte ihr, in englischer Sprache, Sir Stephen H. vor.

O wurde ein Hocker zwischen den beiden Männern angeboten und als sie sich setzen wollte, flüsterte Ren, ihr zu, sie solle achtgeben, daß sie ihr Kleid nicht verknittere. Er half ihr, den Rock über den Hocker gleiten zu lassen und sie spürte das kalte Leder unter ihrer Haut und den metallgefaßten Rand direkt in der Höhlung ihrer Schenkel, weil sie sich zuerst nur halb hinzusetzen wagte, aus Furcht, sie könne sonst der Versuchung erliegen, die Beine zu kreuzen. Ihr Rock war um sie ausgebreitet. Ihr rechter Absatz war in eine Quersprosse des Hockers gehakt, die Spitze ihres linken Fußes berührte den Boden.

Der Engländer, der sich wortlos vor ihr verbeugt hatte, ließ die Augen nicht mehr von ihr; sie sah, daß er ihre Knie musterte, ihre Hände und schließlich ihre Lippen - aber so ruhig und mit so genauer und gelassener Aufmerksamkeit, daß O sich abgeschätzt vorkam, begutachtet auf ihre Eignung als das Instrument, das sie, wie sie sehr wohl wußte, auch war, und wie von diesem Blick dazu gezwungen, sozusagen wider Willen, zog sie ihre Handschuhe aus - sie wußte, daß er sprechen würde, sobald ihre Hände nackt wären - weil ihre Hände eigenartig geformt waren, eher wie die Hände eines Knaben, nicht wie die einer Frau, und weil sie am linken Ringfinger den Eisenreif mit der dreiarmigen Goldspirale trug. Aber nein, er sagte nichts, er lächelte: er hatte den Ring gesehen. Ren, trank einen Martini, Sir Stephen Whisky.

Er trank langsam sein Glas aus, wartete, bis Ren, mit seinem zweiten Martini fertig war und O mit dem Grapefruitsaft, den Ren, für sie bestellt hatte, und erklärte dann, wenn O ihm die Freude machen wolle, sich Ren, und ihm anzuschließen, so könnten alle drei zu Abend essen im Restaurant im Souterrain, das kleiner und ruhiger sei als der Saal, der sich im Erdgeschoß an die Bar anschloß.

"Natürlich", sagte O, die bereits Tasche und Handtasche von der Theke nahm, wo sie beides abgelegt hatte. Sir Stephen half ihr vom Hocker, er hielt ihr seine rechte Hand hin, in die sie die ihre legte, und jetzt richtete er zum ersten Mal direkt das Wort an sie und bemerkte, ihre Hände müßten dafür geschaffen sein, Eisen zu tragen, so gut stehe ihr das Eisen. Aber da er es in Englisch sagte, erhielten die Worte einen leichten Doppelsinn und es war nicht ganz klar, ob er nur das Metall oder auch, und vor allem, Ketten meinte.

Im Restaurant im Souterrain, das ein gewöhnlicher Keller mit gekalkten Wänden war, aber frisch und freundlich, standen wirklich nur vier Tische. Nur an einem davon saßen Gäste, die mit ihrer Mahlzeit schon fast zu Ende waren. An

die Wände war in Freskomanier eine gastronomische und bebilderte Karte Italiens gemalt, die Farben glichen den Farben von Eissorten, Vanille, Himbeer, Pistazien; O dachte daran, daß sie sich zum Nachtisch Eis bestellen wollte, mit zerstoßenen gebrannten Mandeln und crŠme fraiche. Denn sie fühlte sich glücklich und leicht, Ren,s Knie berührte unter dem Tisch ihr Knie, und wenn er sprach, so wußte sie, daß er für sie sprach. Auch er betrachtete ihre Lippen.

Sie bekam ihr Eis, aber keinen Kaffee. Sir Stephen lud O und Ren, zum Mokka zu sich ein. Sie hatten alle drei sehr leicht gegessen und O hatte bemerkt, daß die beiden Männer absichtlich wenig tranken und ihr selbst noch weniger zu trinken gaben: eine Flasche Chianti für drei Personen. Auch hatten sie schnell gegessen: es war kaum neun Uhr.

" Ich habe den Chauffeur weggeschickt, sagte Sir Stephen, würden Sie bitte chauffieren, Ren,. Es ist am einfachsten, wenn wir direkt zu mir fahren." Ren, setzte sich ans Steuer, O neben ihn, Sir Stephen neben O. Der Wagen war ein riesiger Buick, sie hatten auf dem Vordersitz bequem zu dritt Platz.

Es ging über die Alma-Brücke, den Cours de la Reine, der hell war, weil die Bäume kein Laub trugen, den Place de la Concorde, flimmernd und trocken unter dem düsteren Winterhimmel, der voll Schnee hing. O hörte ein leises Klicken und spürte die warme Luft an ihren Beinen entlangstreichen: Sir Stephen hatte die Heizung eingeschaltet. Ren, folgte noch immer der Seine auf dem rechten Ufer, bog dann zum Pont Royal ein, um aufs linke Ufer zu kommen: zwischen den steinernen Zwingen wirkte das Wasser unbeweglich, selbst wie Stein, und ganz schwarz.

O dachte an schwarze Hämatiten. Als sie fünfzehn Jahre alt war, trug ihre beste Freundin, die dreißig und in O verliebt war, einen Ring mit einem brillantgefaßten Hämatiten. O hatte sich ein Kollier aus diesen schwarzen Steinen und ohne Brillanten gewünscht, ein Kollier, das eng am Hals anlag, den Hals einschnürte.

Aber hätte sie die Halsbänder, die man ihr jetzt schenkte - nein, man schenkte sie ihr nicht - eingetauscht für das Kollier aus Hämatiten, für die Hämatiten ihrer Träume? Sie sah das schäbige Zimmer wieder, hinter dem Carrefour Turbigo, wohin Marion sie geführt hatte, und wie sie selbst, nicht Marion, ihre beiden dicken Schulmädchenzöpfe löste, als Marion sie entkleidet und auf das Eisenbett gelegt hatte. Sie war schön, Marion, wenn man sie streichelte und es stimmt, daß Augen zu Sternen werden

können; die ihren wurden zu blauen, zuckenden Sternen. Rene stoppte den Wagen. O kannte die kleine Straße nicht, es war eine der Verbindungsstraßen zwischen der Rue de l'Universit, und der Rue de Lille.

Sir Stephens Wohnung lag in einem Vorhof, im Flügel eines ehemaligen Palais, und die Zimmer waren in einer Flucht angelegt. Das Zimmer am Ende war auch das größte und gemütlichste, es war im englischen Stil eingerichtet, dunkle Mahagonimöbel und blasse Seiden, gelb und grau.

"Sie brauchen sich nicht um das Feuer zu kümmern, sagte Sir Stephen zu O, aber dieses Sofa ist für Sie. Nehmen Sie bitte Platz, Ren, wird den Kaffee machen, ich möchte Sie nur bitten, mir zuzuhören."

Das große damastbezogene Sofa stand rechtwinklig zum Kamin, mit der Vorderseite zu den Fenstern, die auf einen Garten blickten, mit dem Rücken zu den Fenstern, die auf der anderen Seite des Zimmers zum Hof gingen.

O zog ihren Pelz aus und legte ihn auf die Rückenlehne des Sofas. Als sie sich umdrehte, sah sie ihren Geliebten und ihren Gastgeber im Stehen warten, daß sie Sir Stephens Aufforderung Folge leiste. Sie legte ihre Tasche zu dem Pelz, zog die Handschuhe aus.

Wann würde sie endlich lernen, falls sie es überhaupt jemals lernen würde, beim Hinsetzen ihre Röcke mit einer so beiläufigen Geste zu raffen, daß es niemandem auffiele und daß sie selbst nicht an ihr Nacktsein, an ihr Ausgeliefertsein denken müßte? Jedenfalls nicht, solange Ren, und dieser Fremde sie schweigend anstarrten, wie sie es jetzt taten.

Schließlich fügte sie sich. Sir Stephen schürte das Feuer. Ren, trat plötzlich hinter das Sofa, packte O beim Hals und am Haar, zog ihren Kopf auf die Lehne zurück und küßte sie nun auf den Mund, so lange und so tief, daß sie fast erstickte und fühlte, wie ihr Schoß brannte und schmolz. Er ließ nur los, um ihr zu sagen, daß er sie liebe und sie sogleich wieder zu packen.

O's Hände ruhten, lose nach hinten hängend, kraftlos, die Innenflächen nach oben, auf dem schwarzen Rock, der sich wie eine Blütenkrone um sie breitete; Sir Stephen war näher gekommen, und als Ren, sie endlich losließ und sie die Augen wieder öffnete, begegnete sie dem grauen und steten Blick des Engländers. So verwirrt sie auch war, noch keuchend vor Glück, sah sie doch, daß er sie bewunderte, daß er sie begehrte.

Wer hätte diesem feuchten und halbgeöffneten Mund widerstehen können, diesen geschwellten Lippen, diesem weißen Hals, der auf den schwarzen Kragen ihrer Pagenweste zurückgebogen war, diesen groß und klar gewordenen Augen, die sich nicht abwandten? Doch Sir Stephen erlaubte sich nur eine einzige Geste: er strich zart mit dem Finger über ihre Brauen, dann über ihre Lippen. Dann setzte er sich ihr gegenüber auf die andere Seite des Kamins, und als auch Ren, sich einen Sessel genommen hatte, sprach er.

"Ich glaube, sagte er, Ren, hat Ihnen nie von seiner Familie erzählt. Aber vielleicht wissen Sie, daß seine Mutter vor ihrer Ehe mit seinem Vater mit einem Engländer verheiratet war, der selbst einen Sohn aus erster Ehe hatte.

Ich bin dieser Sohn, und sie hat mich erzogen, bis zu dem Tag, als sie meinen Vater verließ. Ich hin mit Ren, also nicht verwandt, und doch sind wir in gewissem Sinne Brüder.

Daß Ren, Sie liebt, weiß ich. Ich hätte es gesehen, auch wenn er es mir nicht gesagt hätte, auch wenn er nicht die geringste Geste gemacht hätte: man braucht nur zu sehen, wie er Sie anschaut. Ich weiß auch, daß Sie in Roissy waren und ich vermute, daß Sie dorthin zurückkehren werden. Grundsätzlich gibt der Ring, den Sie tragen, mir, wie allen, die dieses Zeichen kennen, das Recht, über Sie zu verfügen. Aber es würde sich für Sie immer nur um eine vorübergehende Bindung handeln.

Was wir von Ihnen erwarten, ist schwerwiegender. Ich sage wir, weil Sie sehen, daß Ren, schweigt: er will, daß ich auch in seinem Namen zu Ihnen spreche. Wenn wir Brüder sind, so bin ich der ältere, ich bin zehn Jahre älter als er. Es besteht zudem zwischen uns eine so althergebrachte und so absolute Gemeinschaft, daß alles, was mir gehört, stets auch ihm gehört hat und alles, was ihm gehört, auch mir.

Sind Sie einverstanden, ebenfalls dazuzugehören? Ich bitte Sie darum, und ich möchte Ihre Einwilligung haben, weil sie Sie fester bindet als Ihr Gehorsam, von dem ich weiß, daß er außer Frage steht. Eh Sie antworten, bedenken Sie, daß ich nichts anderes bin und nichts anderes sein kann, als das zweite Ich Ihres Geliebten - Sie werden auch in Zukunft nur einen Gebieter haben. Schrecklicher allerdings, als die Männer, denen sie in Roissy ausgeliefert waren, denn ich werde alle Tage dasein, und außerdem liebe ich feste Gewohnheiten und Riten "and besi-

des, I am fond of habits and rites ... "

Sir Stephens gelassene Stimme klang in eine absolute Stille. Selbst die Flammen im Kamin brannten lautlos.

O war auf das Sofa gespießt wie ein Schmetterling an einer Nadel, einer langen Nadel aus Worten und Blicken, die sie in der Mitte des Körpers durchbohrte und ihre nackten und bereiten Lenden an die laue Seide preßte. Sie wußte nicht, wo ihre Brüste waren, ihr Nacken, ihre Hände.

Sie zweifelte jedoch nicht, daß die Gewohnheiten und Riten der Besitzergreifung, von denen man ihr gesprochen hatte, unter anderen Teilen ihres Körpers auch ihre langen, unter dem schwarzen Rock verborgenen und bereits halb geöffneten Schenkel zum Ziel haben würden. Die beiden Männer waren ihr zugewandt. Ren, rauchte, hatte jedoch neben sich eine rauchverzehrende, schwarzbeschirmte Lampe angezündet, und die bereits durch das Holzfeuer gereinigte Luft roch nach der Frische der Nacht. "Werden Sie mir antworten oder wollen Sie erst noch mehr wissen? " fragte Sir Stephen. - Wenn du ein-willigst, sagte Ren,, erkläre ich dir Sir Stephens Neigungen. - "Forderungen", korrigierte Sir Stephen.

Das Schwerste, sagte sich O, war nicht, einzuwilligen, und sie wußte, daß keinem der beiden, so wenig wie ihr selbst, auch nur eine Sekunde der Gedanke kam, sie könne sich weigern. Das Schwerste war, überhaupt zu sprechen.

Ihre Lippen brannten und ihr Mund war trocken, ohne Speichel, ein Gefühl aus Furcht und Verlangen schnürte ihr die Kehle zu und ihre Hände, die sie jetzt wieder spürte, waren kalt und feucht. Hätte sie wenigstens die Augen schließen dürfen! Aber nein. Zwei Blicke, denen sie sich nicht entziehen konnte - gar nicht entziehen wollte - hielten den ihren fest.

Sie führten O wieder hin zu dem, was sie glaubte, für lange Zeit, vielleicht für immer in Roissy gelassen zu haben. Denn seit ihrer Rückkehr hatte Ren, sich auf die bloße Berührung ihres Körpers beschränkt und niemand hatte von dem Recht Gebrauch gemacht, das ihr Ring, Symbol der Hörigkeit, jedem einräumte, der sein Geheimnis kannte. Entweder war sie mit niemandem zusammengekommen, der es gekannt hatte oder die betreffenden hatten geschwiegen - als einzigen Menschen verdächtigte sie Jacqueline (aber wenn Jacqueline in Roissy gewesen war, warum trug dann nicht auch sie den Ring?

Zudem, würde Jacqueline als Eingeweihte irgendein Recht

über O haben, das O nicht auch über Jacqueline hätte?). Würde sie sprechen können, wenn sie sich bewegte?

Aber sie konnte sich nicht aus eigenem Antrieb bewegen - ein Befehl hätte sie sofort auf die Beine gebracht, doch diesmal sollte sie nicht einem Befehl gehorchen, sie sollte allen Befehlen zuvorkommen, sich selbst zur Sklavin machen, sich sklavisch ausliefern. Das nannten sie ihr Einverständnis.

Sie erinnerte sich, zu Ren, nie etwas anderes gesagt zu haben als "ich liebe dich" und "ich gehöre dir". Anscheinend sollte sie heute sprechen, sollte in allen Einzelheiten und ausdrücklich akzeptieren, was sie bisher einzig durch ihr Schweigen akzeptiert hatte.

Endlich richtete sie sich auf, öffnete die obersten Schließen ihrer Tunika bis zum Ansatz der Brüste, als ob das, was sie zu sagen hatte, sie erstickte. Dann stand sie ganz auf. Ihre Knie und Hände zitterten.

"Ich gehöre dir, sagte sie schließlich zu Ren,, ich werde sein, was du willst, das ich sein soll". - "Nein, sagte er: uns; sprich mir nach: ich gehöre euch, ich werde sein, was ihr wollt, das ich sein soll". Sir Stephens harte graue Augen ließen sie nicht los, sowenig wie Ren,s Augen, in denen sie sich verlor, während sie langsam die Sätze nachsprach, die er ihr vorsagte, und dabei das ganze, wie bei einer Grammatikübung, in die erste Person übertrug.

"Du erkennst mir und Sir Stephen das Recht zu ... " sagte Ren, und O wiederholte so klar sie konnte: "Ich erkenne dir und Sir Stephen das Recht zu...

Das Recht, über ihren Körper zu verfügen, wo immer und wie immer sie wollten, das Recht, sie wie eine Sklavin auszupeitschen für das geringste Vergehen oder zu ihrem Vergnügen, das Recht, Flehen und Schreie, falls man sie zum Schreien brächte, nicht zu beachten.

"Sir Stephen wünscht, sagte Ren,, daß ich dich ihm übereigne, daß du selbst dich ihm übereignest und daß ich dir seine Forderungen im einzelnen darlege. - O hörte ihrem Geliebten zu und die Worte, die er zu ihr in Roissy gesprochen hatte, kamen ihr wieder ins Gedächtnis: es waren fast die gleichen gewesen.

Aber als sie damals diesen Worten gelauscht hatte, war sie an ihn gepreßt gewesen, geschützt von einer Unwahrscheinlichkeit, die an Traum grenzte, von dem Gefühl, daß sie in einer anderen Existenz lebte, daß sie vielleicht

überhaupt nicht lebte.

Traum oder Alptraum, Kerkerszenerie, Galagewänder, maskierte Personen, alles distanzierte sie von ihrem eigenen Leben, sogar die Zeit war aufgehoben. Sie fühlte sich dort, wie man sich in der Nacht fühlt, mitten in einem Traum, den man wiedererkennt und der immer wiederkehrt.-šberzeugt, daß er existiert und überzeugt, daß er enden wird, und man sehnt dieses Ende herbei aus Furcht, ihn nicht länger ertragen zu können und wünscht zugleich, daß er weitergehe, um die Lösung zu erfahren.

Nun war die Lösung erfolgt, die sie nicht mehr erwartet hatte in einer Form, die sie am wenigsten erwartet hätte (vorausgesetzt, so sagte sie sich jetzt, daß dies wirklich die Lösung war, daß sich nicht eine andere dahinter verbarg und vielleicht eine dritte hinter dieser nächsten).

Diese Lösung bedeutete, daß sie aus der Erinnerung in die Gegenwart stürzte, bedeutete auch, daß alles das, was nur in einem geschlossenen Kreis, in einem geschlossenen Universum Wirklichkeit besessen hatte, nun plötzlich auf alle Zufälle und Gewohnheiten ihres täglichen Lebens übergreifen würde, sich an ihr und in ihr nicht mehr mit Symbolen begnügen - die nackten Lenden, die Mieder zum Aufhaken, den Eisenring - sondern Erfüllung fordern würde.

Sicher, Ren, hatte sie nie geschlagen und der Unterschied zwischen der Zeit vor Roissy und der Zeit nach ihrer Rückkehr hatte nur darin bestanden. daß er jetzt nicht wie vorher nur in ihren Schoß, sondern auch in ihren Mund eindrang. Sie hatte in Roissy nie erfahren, ob die Peitschenhiebe, die sie so regelmäßig erhielt, auch nur ein einziges Mal von ihm verabreicht worden waren (als sie sich die Frage stellen konnte, als und alle Beteiligten maskiert gewesen waren), aber sie glaubte es nicht. Sicher war sein Genuß beim Anblick ihres gefesselten und ausgelieferten Körpers, der sich vergeblich wand, bei ihren Schreien, so stark, daß er den Gedanken nicht ertrug, sich durch eine aktive Teilnahme von diesem Genuß ablenken zu lassen. Ja, er bestätigte es jetzt, als er, ohne sich aus dem tiefen Sessel zu rühren, in dem er mit gekreuzten Beinen mehr lag als saß, ihr so sanft, so zärtlich sagte, wie sehr es ihn beglücke, sie Sir Stephens Wünschen und Befehlen auszuliefern, daß sie selbst sich ihnen ausliefere.

Sollte Sir Stephen wünschen, daß sie die Nacht bei ihm verbringe oder auch nur eine Stunde, daß sie ihn außerhalb von Paris begleite oder in Paris mit ihm ein Restaurant

oder Theater besuche, dann werde er sie anrufen oder ihr seinen Wagen schicken - sofern Ren, nicht selbst sie abholen käme. Heute, jetzt, sei es an ihr zu sprechen.

War sie einverstanden? Aber sie konnte nicht sprechen. Dieser Wille, den sie plötzlich äußern sollte, war der Wille zur Selbstaufgabe, das Ja zu allem, wozu sie zwar ja sagen wollte, wozu ihr Körper jedoch nein sagte, zumindest was die Peitsche anging. Denn was das übrige anging, so wollte sie ehrlich gegen sich selbst sein: das Verlangen, das sie in Sir Stephens Augen las, verwirrte sie in einem Maß, das keine Selbsttäuschung zuließ und obgleich sie zitterte, vielleicht gerade weil sie zitterte, wußte sie, daß sie die Berührung seiner Hände oder seiner Lippen mit größerer Ungeduld erwartete, als er.

Zweifellos lag es an ihr, diese Erwartung zu verkürzen. So sehr sie es sich wünschte und allen Mut zusammennahm, verließen sie doch die Kräfte. Als sie endlich antworten wollte, sank sie zu Boden und ihr weiter Rock entfaltete sich rings um sie. Sir Stephen bemerkte mit gepreßter Stimme, daß auch die Furcht ihr gut stehe.

Er wandte sich nicht an sie, sondern an Ren,. O hatte den Eindruck, daß er auf sie zugehen wollte, sich aber mit Gewalt zurückhielt. Sie sah ihn jedoch nicht an, ließ Ren, nicht aus den Augen aus Furcht, er könnte in den ihren lesen, was er vielleicht als Verrat betrachte. Dabei war es kein Verrat, denn vor die Wahl gestellt zwischen dem Begehren, Sir Stephen zu gehören und ihrer Zugehörigkeit zu Ren, hätte sie keinen Augenblick gezögert.

Sie hatte sich diesem Begehren nur überlassen, weil Ren, es ihr erlaubt, bis zu einem gewissen Grad sogar zu verstehen gegeben hatte, daß er es von ihr fordere. Dennoch zweifelte sie, ob ein allzu schneller und allzu gefügiger Gehorsam ihn nicht doch kränken würde. Das geringste Zeichen von ihm hätte diesen Zweifel getilgt.

Aber es gab kein Zeichen, der beschränkte sich darauf, zum dritten Mal eine Antwort von ihr zu fordern. Sie stammelte: "Ich füge mich allem, was ihr wollt." Senkte den Blick auf ihre Hände, die in ihren Kniekehlen ruhten, gestand dann flüsternd: "Ich möchte wissen, ob ich gepeitscht werde ... " In dem langen Schweigen, das darauf folgte, konnte sie ihre Frage zwanzigmal bereuen. Schließlich sagte Sir Stephens Stimme langsam:

"Manchmal."

O hörte dann, wie ein Streichholz angerissen und Gläser

aneindergestoßen wurden: sicher goß einer der beiden Männer sich Whisky nach. Ren, kam O nicht zu Hilfe. Ren, schwieg. "Selbst wenn ich jetzt einwillige, murmelte sie, selbst wenn ich es jetzt verspreche, ich könnte es nicht ertragen. "- "Sie sollen es nur hinnehmen und sich damit abfinden, daß Ihre Schreie und Klagen vergeblich sein werden", fuhr Sir Stephen fort. - "Oh, bitte, sagte O, jetzt noch nicht", denn Sir Stephen stand auf. Auch Ren, stand auf, neigte sich zu ihr, nahm sie an den Schultern.

"Antworte, sagte er, bist du einverstanden? " Endlich sagte sie ja. Er zog sie sanft in die Höhe, setzte sich auf das Sofa und ließ sie neben sich knien; vor das Sofa, auf das sie Oberkörper und Kopf legte, mit gebreiteten Armen und geschlossenen Augen.

Ein Bild kam ihr in den Sinn, das sie vor einigen Jahren gesehen hatte, ein Kupferstich, der eine Frau zeigte, die vor einem Stuhl kniete, in einem gekachelten Zimmer, wo ein Kind und ein Hund in einer Ecke spielten; sie hatte die Röcke geschürzt und neben ihr stand ein Mann, der ein Bündel Ruten schwang. Alle Personen waren nach der Mode des ausgehenden 17. Jahrhunderts gekleidet und der Stich trug einen Titel, der ihr abstoßend erschienen war: die häusliche Züchtigung.

Ren, preßte ihr mit einer Hand beide Armgelenke zusammen, während er mit der anderen ihren Rock hob, so hoch, daß sie spürte, wie die plissierte Gaze über ihre Wangen streifte. Er strich ihr über die Lenden und machte Sir Stephen auf die beiden Grübchen aufmerksam und auf die zarte Kerbe zwischen ihren Schenkeln.

Dann preßte er ihr die gleiche Hand in Taillenhöhe auf den Rücken, um die Lenden besser hervortreten zu lassen und befahl ihr, die Knie weiter zu öffnen. Sie gehorchte stumm. Die Art, wie Ren, ihren Körper anpries, die Antworten Sir Stephens, die Brutalität der Ausdrücke, die beide Männer gebrauchten, lösten in ihr ein so heftiges und unerwartetes Gefühl der Scham aus, daß der Wunsch, Sir Stephen zu gehören, erlosch und sie die Peitsche ersehnte wie eine Erlösung, den Schmerz und die Schreie wie eine Rechtfertigung.

Aber Sir Stephens Hände öffneten ihren Leib, zwängten sich zwischen ihre Lenden, ließen ab, packten wieder zu, immer wieder, bis sie stöhnte, beschämt über ihr Stöhnen und vernichtet.

"Ich überlasse dich Sir Stephen, sagte Ren,, bleib, wie du bist, er wird dich wegschicken, wann es ihm paßt." Wie

oft war sie in Roissy auf den Knien gelegen, jedem ausgeliefert, aber damals hatten immer Armreife ihre Hände gefesselt, glückliche Gefangene, die man zu allem zwang, die man um nichts bat. Hier dagegen war sie aus freiem Willen halbnackt, wo doch eine einzige Bewegung, die gleiche, die zum Aufstehen genügt hätte, auch genügt hätte, sie zu bedecken. Ihr Versprechen band sie genauso wie die Lederfesseln und Ketten. War es nur ihr Versprechen?

War es nicht, bei aller Demütigung oder gerade wegen dieser Demütigung, auch ein süßes Gefühl, nur zu gelten, weil sie sich emiedrigte, sich willig beugte, sich willig öffnete? Ren, war, von Sir Stephen zur Tür begleitet, weggegangen; sie wartete also allein und reglos, fühlte sich in ihrer Einsamkeit noch ausgesetzter und in der Erwartung noch damenhafter, als im Beisein der Männer. Die graugelbe Seide des Sofas war glatt unter ihre Wange, durch das Nylon ihrer Strümpfe spürte sie den hochflorigen Teppich und an ihrem linken Schenkel die Wärme des Kaminfeuers, auf das Sir Stephen noch drei Scheite gelegt hatte, die prasselnd flammten. Eine alte Wanduhr über einer Kommode tickte so leise, daß man sie nur hören konnte, wenn alles still war.

O lauschte ihr aufmerksam und dachte dabei, wie absurd es sei, in diesem kultivierten und diskreten Salon in ihrer jetzigen Stellung zu verharren. Durch die geschlossenen Vorhänge hörte man das schläfrige Brummen des mitternächtlichen Paris. Würde sie morgen bei Tag den Platz wiedererkennen, wo ihr Kopf auf dem Sofakissen gelegen war?

Würde sie jemals am hellen Tag wieder in diesen Salon kommen und in der gleichen Weise behandelt werden? Sir Stephen blieb lange aus und O, die sich mit solcher Gelassenheit für die Lust der Unbekannten von Roissy bereitgehalten hatte, wurde bei dem Gedanken, daß er in einer Minute, in zehn Minuten die Hände auf sie legen würde, die Kehle eng.

Aber es kam nicht ganz so, wie sie erwartet hatte. Sie hörte, wie Sir Stephen die Tür wieder öffnete, durchs Zimmer ging. Er blieb einige Zeit mit dem Rücken zum Feuer stehen, sah O an und befahl ihr dann mit sehr leiser Stimme, aufzustehen und sich wieder zu setzen šberrascht und fast betreten gehorchte sie.

Er brachte ihr höflich ein Glas Whisky und eine Zigarette, die sie ebenfalls ablehnte. Sie sah jetzt, daß er einen Morgenrock trug, einen sehr streng geschnittenen Mantel aus grauem Wollstoff, vom gleichen Grau wie sein Haar.

Seine Hände waren lang und knochig, die Nägel flach, kurz geschnitten, sehr weiß. Er fing Os Blick auf und sie errötete: diese harten und hartnäckigen Hände, die von ihrem Körper Besitz ergriffen hatten, fürchtete und ersehnte sie jetzt. Aber er kam nicht näher.

"Ich möchte, daß Sie sich ganz ausziehen, sagte er. Aber zuerst legen Sie nur die Jacke ab, nicht aufstehen." - O löste die großen, vergoldeten Schließen, streifte das knappe Jäckchen von den Schultern und legte es ans andere Sofaende zu ihrem Pelz, ihren Handschuhen und ihrer Tasche. "Streicheln Sie die Spitzen ihrer Brüste", sagte Sir Stephen und fügte hinzu: "Sie müssen eine dunklere Schminke auflegen, die Ihre ist zu hell."

Verblüfft strich O mit den Fingerspitzen über ihre Brustwarzen, die hart wurden und sich aufrichteten und wölbte dann ihre Hand darüber. "Ah! Nein", sagte Sir Stephen.

Sie zog die Hände zurück und ließ sich gegen die Rückenlehne des Sofas sinken: ihre Brüste waren schwer für den schmalen Oberkörper und spreizten sich sanft zu den Achseln hin. Ihr Nacken ruhte auf der Lehne, ihre Hände lagen rechts und links von ihr. Warum neigte Sir Stephen nicht den Mund über sie, streckte nicht die Hand nach den Spitzen aus, von denen er gewünscht hatte, daß sie sich aufrichteten und die O nun, so reglos sie auch verharrte, bei jedem Atemzug erzittern fühlte.

Aber er war näher gekommen, saß schräg auf der Armlehne des Sofas, rührte sie jedoch nicht an. Er rauchte, und mit einer Handbewegung, von der O nicht zu sagen vermocht hätte, ob sie absichtlich war oder nicht, staubte er ein wenig fast glühende Asche zwischen ihre Brüste.

Sie hatte das Gefühl, daß er sie beleidigen wollte durch seine Verachtung, durch sein Schweigen, durch die Nonchalance seiner Haltung. Und doch hatte er sie vorhin begehrt, begehte er sie jetzt noch, sie sah, wie er sich spannte unter dem weichen Stoff seines Morgenrocks. Warum nahm er sie nicht und wäre es auch nur, um sie zu verletzen? O haßte sich wegen ihres eigenen Begehrens und haßte Sir Stephen wegen seiner Selbstbeherrschung.

Sie wollte, daß er sie liebte, das war die Wahrheit, daß er darauf brannte, ihre Lippen zu berühren und ihren Leib zu durchdringen, daß er sie, wenn nötig, verwüstete, aber daß er ihr gegenüber nicht seine Ruhe bewahren könne, seine Lust beherrschen. In Roissy war es ihr gleichgültig gewesen, ob die Männer, die sich ihrer bedienten, irgendein Gefühl für sie aufbrachten: sie waren die Instrumente.

durch die ihr Geliebter Lust an ihr empfand, durch die sie wurde, wie er sie haben wollte, glattpoliert wie ein Kiesel.

Die Hände dieser Männer waren seine Hände, ihre Befehle waren seine Befehle. Hier nicht. Ren, hatte sie Sir Stephen übergeben, aber es war klar, daß er sie mit ihm teilen wollte, nicht um selbst mehr von ihr zu haben, sondern um mit Sir Stephen das zu teilen, was er heute am meisten liebte, so wie die beiden zweifellos in ihrer Jugend eine Reise geteilt hatten, ein Schiff, ein Pferd. Sie selbst war bei dieser Teilung weniger im Spiel als Sir Stephen, jeder würde in ihr das Zeichen des anderen suchen, die Spur, die der andere zurückgelassen hatte. Vorhin, als sie halbnackt vor ihm gekniet war und Sir Stephen mit beiden Händen ihre Schenkel geöffnet hatte, hatte Ren, Sir Stephen erklärt, warum Os Lenden so bequem waren und wie froh er sei, daß man sie so vorbereitet hatte; er wisse ja, wie angenehm es Sir Stephen sei, über diesen, von ihm bevorzugten Weg beliebig verfügen zu können.

Er hatte hinzugefügt, wenn Sir Stephen das wünsche, werde er ihm die alleinige Benutzung überlassen. "Aber gern", hatte Sir Stephen gesagt, aber hinzugefügt, daß er O wohl trotz allem verwunden würde.

"O gehört Ihnen, hatte Ren, geantwortet, O wird glücklich sein, von Ihnen verwundet zu werden." Und er hatte sich über sie gebeugt und ihre Hände geküßt. Schon der Gedanke, daß Ren, auf einen Teil ihres Körpers verzichten könnte, hatte O in Bestürzung versetzt. Es bedeutete für sie, daß ihrem Geliebten an Sir Stephen mehr lag als an ihr. Er hatte ihr immer wieder gesagt, daß er in ihr das Objekt liebe, zu dem er sie gemacht hatte, die absolute Verfügungsgewalt über sie, die Freiheit, mit der er über sie bestimmen konnte, wie man über ein Möbel bestimmt, das man zuweilen ebenso gern oder noch lieber verschenkt, wie für sich behält.

Dennoch spürte sie jetzt, daß sie ihm nie ganz geglaubt hatte. Für das, was man kaum anders als Unterwürfigkeit gegenüber Sir Stephen nennen konnte, sah sie noch einen weiteren Beweis in dem Umstand, daß Ren,, der sie so leidenschaftlich gern den Körpern und den Schlägen anderer ausgesetzt sah, der mit so beharrlicher Zärtlichkeit, mit so unerschöpflicher Dankbarkeit beobachtete, wie ihr Mund sich öffnete, um zu stöhnen oder zu schreien, wie ihre Augen sich über Tränen schlossen, daß dieser gleiche Ren, fortgegangen war, nachdem er sie Sir Stephen zur Ansicht präsentiert, sie geöffnet hatte, wie man einem Gaul das Maul öffnet, zum Beweis, daß er noch jung ist, weil er

sicher sein wollte, daß Sir Stephen sie hinlänglich schön oder doch hinlänglich bequem fand, um sie gnädigst zu akzeptieren.

Dieses vielleicht kränkende Verhalten änderte nichts an Os Liebe zu Ren,. Sie war glücklich, ihm so viel zu bedeuten, daß es ihm Freude machte, sie zu kränken, so wie die Gläubigen Gott dafür danken, daß er sie erniedrigt. Aber in Sir Stephen ahnte sie einen festen und eisigen Willen, den das Verlangen nicht beugen würde und dem sie, so rührend und fügsam sie auch sein mochte, nicht das geringste bedeutete.

Warum hätte sie sonst so große Furcht empfunden? Die Peitsche am Gürtel der Knechte in Roissy, die Ketten, die sie fast ständig tragen mußte, waren ihr nicht so schrecklich erschienen, wie der ruhige Blick, den Sir Stephen auf ihre Brüste heftete, ohne sie zu berühren.

Sie wußte, daß die zarten Schultern, der schmale Leib, ihre glatte und gespannte Fülle besonders zerbrechlich erscheinen ließen. Sie konnte nicht verhindern, daß sie zitterte, sie hätte zu atmen aufhören müssen.

Die Hoffnung, daß Sir Stephen so viel Zerbrechlichkeit rühren würde, war eitel, sie wußte genau, daß das Gegenteil der Fall war: ihre wehrlose Sanftheit war eine Herausforderung an die Zärtlichkeit, aber auch an die Grausamkeit, an die Lippen, aber auch an die Nägel.

Einen Augenblick lang gab sie sich einer Illusion hin: Sir Stephens rechte Hand, die seine Zigarette hielt, streifte mit dem Mittelfinger ihre Brustspitze, die gehorchte und noch steifer wurde. O bezweifelte nicht, daß dies für Sir Stephen eine Art Spiel war, weiter nichts, oder ein Test, wie man die Güte und das einwandfreie Funktionieren einer Maschine testet.

Ohne von der Lehne seines Sessels aufzustehen befahl Sir Stephen ihr, den Rock auszuziehen. Os feuchte Hände glitten an dem Verschluß ab und sie mußte mehrmals versuchen, nach ihrem Rock den Unterrock aus schwarzem Taft aufzuhaken.

Als sie ganz nackt war - die hochhackigen Lacksandalen und die schwarzen, bis zum Knie heruntergerollten Nylonstrümpfe betonten noch die Schlankheit ihrer Beine und die Weiße ihrer Schenkel - griff Sir Stephen, der ebenfalls aufgestanden war, mit einer Hand in ihren Schoß und schob sie vor das Sofa.

Er ließ sie mit dem Rücken zum Sofa hinknien und befahl ihr, die Schenkel leicht zu öffnen, die Schultern anzulehnen, nicht die Taille. Ihre Hände lagen um die Fußgelenke, ihr Schoß war halb geöffnet und über den noch immer drängenden Brüsten war ihr Hals nach hinten gebogen. Sie wagte nicht, Sir Stephen ins Gesicht zu schauen, bemerkte aber, wie seine Hände de Gürtel des Schlafrocks lösten. Er spreizte die Beine, so daß O zwischen ihnen kniete, ergriff ihren Nacken und drang in ihren Mund ein.

Er suchte nicht die entlanggleitende Berührung ihrer Lippen, sondern stieß auf den Grund ihrer Kehle vor. O fühlte, wie dieser Knebel aus Fleisch, der sie erstickte und dessen langsame und stete Bewegung ihr Tränen in die Augen trieb, in ihr anschwoll und hart wurde.

Um besser in sie eindringen zu können, hatte Sir Stephen sich schließlich so auf das Sofa gekniet, daß ihr Gesicht zwischen seinen Schenkeln war um seine Lenden manchmal Os Brüste berührten, die spürte, wie ihr unnützer und verschmähter Schoß sie verbrannte.

So lange Sir Stephen auch in ihr blieb, er genoß seine Lust nicht bis zum Ende, sondern zog sich schweigend aus ihr zurück und stand auf, ohne den Morgenrock wieder zu schließen. "Sie sind lüstern, O, sagte er zu ihr. Sie lieben Ren,, aber Sie sind lüstern. Ist Ren, sich darüber klar, daß Sie allen Männern gehören wollen, die Sie begehren und daß Ren,, wenn er Sie nach Roissy schickt oder anderen ausliefert, Ihnen nur Alibis für Ihre eigene Lüsternheit verschafft? - "Ich liebe Ren,", erwiderte O. - "Sie lieben Ren,, aber sie wollen mir gehören, unter anderen", fuhr Sir Stephen fort. Ja, sie wollte ihm gehören. Wie aber, wenn Ren,, falls er es erführe, sich ändern würde?

Sie konnte nichts anderes tun als schweigen, die Augen senken, allein ein Blick in Sir Stephens Augen wäre einem Geständnis gleichgekommen. Jetzt neigte Sir Stephen sich zu ihr hinunter, ergriff ihre Schultern und ließ O auf den Teppich gleiten. Sie lag auf dem Rücken mit hochgezogenen Beinen.

Sir Stephen, der sich aufs Sofa gesetzt hatte, dorthin, wo sie noch vor einem Augenblick gelehnt war, packte ihr rechtes Knie und zog es zu sich heran. Da sie dem Kamin zugekehrt lag, beleuchtete das nahe Feuer grell die doppelte, klaffende Spalte ihres Schoßes und ihrer Lenden. Ohne sie loszulassen befahl Sir Stephen ihr abrupt, sie solle sich selbst berühren, aber dabei die Schenkel nicht wieder schließen.

In ihrer Verblüffung streckte sie gehorsam die rechte Hand nach ihrem Schoß aus und ihre Finger berührten den bereits brennenden, von seinem schützenden Vlies entblößten Fleischkamm, wo die zarten Lippen ihres Leibes sich trafen. Doch dann fiel ihre Hand zurück und sie stammelte: "Ich kann nicht."

Sie konnte wirklich nicht. Sie hatte sich immer nur verstohlen in der Wärme und Dunkelheit ihres Bettes berührt, wenn sie allein schlief, ohne jemals dabei die letzte Befriedigung zu suchen. Sie fand sie zuweilen später im Traum und erwachte enttäuscht darüber, wie heftig und flüchtig zugleich sie gewesen war. Sir Stephens Blick ließ sie nicht los.

Sie konnte ihn nicht ertragen, sagte nur immer wieder "ich kann nicht" und schloß die Augen. Mit quälender Hartnäckigkeit erschien vor ihr ein Bild, das ihr noch immer Schwindel und Ekel verursachte, das Bild der fünfzehnjährigen Marion, die im Lederfauteuil eines Hotelzimmers lag, ein Bein über der Stuhllehne und den Kopf halb über die andere Lehne hängend. Marion, die sich selbst reizte und dabei stöhnte.

Sie hatte ihr erzählt, daß sie das einmal im Büro, getan habe, als sie sich allein glaubte und daß der Chef unversehens hereingekommen war und sie überraschte.

O erinnerte sich an dieses Büro, ein kahles Zimmer mit hellgrünen Wänden, das von Norden durch staubige Fenster das Tageslicht erhielt. Vor dem Schreibtisch stand ein Besuchersessel. Bist du weggelaufen?, hatte O gefragt. -

Nein, hatte Marion geantwortet, er hat mich aufgefordert, es nochmal zu tun, zuvor hatte er die Tür abgeschlossen, mir befohlen, meinen Slip auszuziehen und den Sessel ans Fenster gerückt. O war voller Bewunderung gewesen für das, was sie Marions Mut nannte, und voll Abscheu, und sie hatte energisch abgelehnt, sich vor Marion zu berühren und geschworen, daß sie das nie, niemals vor den Augen eines anderen tun würde.

Marion hatte gelacht und gesagt: "Warte nur, bis dein Geliebter es von dir verlangt. Hätte sie gehorcht? Bestimmt, aber mit welcher Angst, in Ren,s Augen den gleichen Abscheu erwachen zu sehen, den sie vor Marion empfunden hatte. Was absurd war. Und bei Sir Stephen war es noch absurder, denn was machte sie sich aus dem Abscheu Sir Stephens? Nein, sie konnte einfach nicht. Zum dritten Mal flüsterte sie: "Ich kann nicht." So leis sie es

sagte, er hörte es, ließ sie los, stand auf, schloß seinen Morgenrock und befahl O, aufzustehen. "Ist das Ihr Gehorsam?" sagte er.

Dann packte er mit der linken Hand ihre beiden Armgelenke, mit der rechten ohrfeigte er sie aus Leibeskräften. Sie schwankte und wäre gefallen, wenn er sie nicht gehalten hätte. "Knien Sie nieder, sagte er, und dann: ich fürchte, Ren, hat Sie sehr schlecht erzogen. " - "Ich habe Ren, immer gehorcht", stammelte sie. -

"Sie verwechseln Liebe mit Gehorsam. Mir werden Sie gehorchen ohne mich zu lieben und ohne daß ich Sie liebe."

Während sie zuhörte, wurde sie von einer ungewohnten Auflehnung erfaßt, sie verleugnete insgeheim die Worte, die sie gehört hatte, sie verleugnete das Versprechen des absoluten Gehorsams und der sklavischen Unterwerfung, sie verleugnete ihr eigenes Einverständnis, ihr eigenes Begehren, ihre Nacktheit, ihren Schweiß, ihre zitternden Beine, die Ringe unter ihren Augen.

Sie biß vor Wut die Zähne zusammen und wehrte sich, als er sie zwang, sich nach vorn zu beugen, sich hinzulegen, die Ellbogen am Boden und den Kopf zwischen den Armen, als er sie an den Hüften hochhob und mit Gewalt in ihre Lenden eindrang, um sie zu verwunden, wie Ren, gesagt hatte, daß er sie nie verwunden würde.

Beim ersten Mal schrie sie nicht. Er stieß wieder zu, brutaler, und sie schrie. Und sooft er sich zurückzog, dann wieder eindrang, ihr eine neue Wunde schlug, schrie sie.

Sie schrie aus Auflehnung, nicht nur aus Schmerz, darüber war er sich klar. Auch sie wußte - und darum war sie auf alle Fälle die Besiegte - daß es ihm Freude machte, sie zum Schreien zu zwingen.

Als er fertig war und ihr befohlen hatte, wieder aufzustehen, erklärte er ihr, alles, was er in sie ergossen habe, werde langsam wieder aus ihr ausfließen, gefärbt vom Blut der Verletzung, die er ihr zugefügt habe, daß diese Wunde nicht heilen werde, solang ihre Lenden nicht für ihn bereit wären und daß er sich weiterhin den Zugang mit Gewalt erzwingen wolle.

Er habe nicht die Absicht, auf den Weg zu verzichten, dessen Benutzung Ren, ihm allein zugestanden habe, sie brauche sich keiner Hoffnung auf Schonung hinzugeben. Er erinnerte sie daran, daß sie selbst sich einverstanden

erklärt habe, Ren,s und seine Sklavin zu sein, er halte es jedoch für wenig wahrscheinlich, daß sie, bei aller Kenntnis der Sachlage, wisse, worauf sie sich eingelassen habe. Wenn sie es begriffen habe, werde es für eine Flucht zu spät sein.

O hörte ihm zu und sagte sich, wenn sie sich lange genug widersetzte, würde es vielleicht auch für ihn zu spät sein, würde er für sein Werk entflammen und sie ein bißchen lieben. Denn ihr ganzer innerer Widerstand und die zaghafte Weigerung, die sie zu äußern wagte, hatten nur einen Grund: sie wollte für Sir Stephen genausoviel bedeuten wie für Ren,, er sollte für sie mehr als nur physisches Verlangen empfinden.

Nicht, daß sie in ihn verliebt gewesen wäre, aber sie sah sehr wohl, daß Ren, Sir Stephen mit der ganzen Hingabe eines Knaben an einen Älteren liebte, und sie fühlte, daß er bereit wäre, Sir Stephen zuliebe so viel von ihr zu opfern, wie dieser verlangen würde, sie wußte mit sicherem Instinkt, daß Ren,s Haltung ihr gegenüber die Kopie von Sir Stephens Haltung darstellen würde. Sollte Sir Stephen sie verachten, so wurde Ren,, trotz der Liebe, die er für sie empfand, von dieser Verachtung angesteckt werden, während er nie daran gedacht hätte, sich von der Haltung der Männer in Roissy beeinflussen zu lassen.

Denn in Roissy war er ihr gegenüber der Gebieter gewesen und die Haltung der Männer, denen er sie ausgeliefert hatte, hing von der seinen ab. Hier aber war er nicht mehr der Gebieter, im Gegenteil. Sir Stephen war Ren,s Gebieter, ohne daß Ren, sich dessen klar bewußt war, das heißt, Ren, bewunderte ihn und wollte ihn nachahmen, mit ihm wetteifern, und deshalb teilte er alles mit ihm, deshalb hatte er ihm O ausgeliefert: dieses Mal war sie ausgeliefert in des Wortes voller Bedeutung.

Ren, würde sie ohne Zweifel auch weiterhin lieben, in dem Maß, wie Sir Stephen sie liebenswert finden, sie lieben würde. Es war klar, daß Sir Stephen von nun an ihr Gebieter sein würde und zwar, was auch immer Ren, glauben mochte, ihr einziger Gebieter, und ihr Verhältnis würde das Verhältnis zwischen Herrn und Sklavin sein. Sie erwartete kein Mitleid, aber konnte sie nicht hoffen, ihm ein bißchen Liebe abzuzwingen?

Sir Stephen ruhte in halb liegender Stellung in seinem großen Sessel am Kamin, wie vor Ren,s Weggang, O hatte er nackt dastehen lassen und ihr befohlen, seine Anweisungen zu erwarten. Sie hatte wortlos gewartet. Dann war er aufgestanden und hatte ihr befohlen, ihm zu folgen.

Noch immer nackt, nur mit den hochhackigen Sandaletten und Strümpfen bekleidet, war sie hinter ihm die Treppe von der Diele im Erdgeschoß zum ersten Stock hinaufgestiegen und in ein kleines zu einem größeren, das Sir Stephens Schlafzimmer war, beide hatten ein gemeinsames Badezimmer. O wusch und trocknete sich - das Handtuch färbte sich ein wenig rot - zog Sandaletten und Strümpfe aus und legte sich zwischen die kühlen Laken.

Die Vorhänge waren nicht zugezogen, aber es war dunkle Nacht. Eh er die Verbindungstür schloß, trat Sir Stephen zu O und küßte ihr die Fingerspitzen, wie in der Bar, als sie von ihrem Hocker gestiegen war und er ihr das Kompliment wegen ihres Eisenringes gemacht hatte. Er, dessen Hände und Geschlecht in sie eingedrungen waren und ihre Lenden und ihren Mund verwüstet hatten, wollte mit seinen Lippen nur die Spitzen ihrer Finger berühren. O weinte und schlief beim Morgengrauen ein.

Am nächsten Tag, kurz vor Mittag, hatte Sir Stephens Chauffeur O nach Hause gebracht. Sie war um zehn Uhr aufgewacht, eine alte Mulattin hatte ihr eine Tasse Kaffee serviert, ein Bad bereitet und ihre Kleider gebracht, bis auf Pelzjacke, Handschuhe und Tasche, die sie auf dem Sofa im Salon fand, als sie hinunterkam. Der Salon war leer,

Gardinen und Jalousien waren geöffnet. Vom Sofa aus sah man in einen Garten, der eng und grün war wie ein Aquarium, nur mit Efeu, Stechpalmen und Spindelbäumen bepflanzt. Als sie ihren Pelz anzog, hatte die Mulattin ihr gesagt, daß Sir Stephen ausgegangen sei und hatte ihr einen Brief überreicht, dessen Umschlag nur eine Initiale aufwies, die ihre; das weiße Blatt trug zwei Zeilen: "Ren, hat angerufen, er wird Sie um sechs Uhr im Atelier abholen" darunter als Unterschrift ein S, und ein Postskriptum - "Die Reitpeitsche ist für Ihren nächsten Besuch."

O blickte um sich: auf dem Tisch zwischen den beiden Sesseln, auf denen am Vorabend Sir Stephen und Ren, gesessen hatte, lag neben einer Schale mit gelben Rosen eine sehr lange und schlanke lederne Reitpeitsche. Die Dienerin erwartete sie an der Tür. O steckte den Brief in ihre Handtasche und verließ das Haus.

Ren, hatte also Sir Stephen angerufen, nicht sie. Zu Hause zog sie sich aus und aß im Morgenrock zu Mittag, danach hatte sie noch Zeit, in Ruhe ihr Make-up und ihre Frisur zu erneuern und sich für das Atelier anzukleiden, wo sie um drei Uhr sein mußte: das Telephon klingelte nicht, Ren,

rief sie nicht an. Warum? Was hatte Sir Stephen ihm gesagt? Was hatten die beiden über sie gesprochen?

O entsann sich der Worte, die sie zur Schilderung der Vorzüge ihres Körpers im Hinblick auf ihre eigenen physischen Neigungen verwendet hatten. Vielleicht war ihr im Englischen das einschlägige Vokabular ungewohnt, aber die einzigen französischen Ausdrücke, die ihr entsprechend schienen, waren von einer unerhörten Gemeinheit. Nun, sie war durch genauso viele Hände gegangen, wie die Damen in den Bordellen, warum sollte man sie anders behandeln? "Ich liebe dich, Ren,, ich liebe dich, wiederholte sie, rief es leise in die Einsamkeit ihres Zimmers, ich liebe dich, mach mit mir, was du willst, aber verlaß mich nicht, mein Gott, verlaß mich nicht."

Wer hat Mitleid mit denen, die warten? Man erkennt sie so leicht: an ihrer Zärtlichkeit, an ihrem scheinbar aufmerksam starrenden Blick, - starrend, ja, aber auf etwas anderes als das, was sie vor Augen haben - an ihrer Geistesabwesenheit. Drei Stunden lang, während im Atelier ein kleiner rothaariger und molliger Mannequin, den O nicht kannte, für Hutmoden posierte, war ihr Geist abwesend, nach innen gekehrt, aufgesogen von der Ungeduld über die langsam dahinschleichenden Minuten, von der Angst.

Zu Bluse und Unterrock aus roter Seide trug sie einen Schottenrock und eine kurze Wildlederjacke. Das Rot ihrer Bluse unter der offenen Jacke ließ ihr blasses Gesicht noch besser erscheinen und der kleine rothaarige Mannequin sagte, sie sehe wie das Unheil in Person aus. "Unheil für wen?" fragte O sich. Noch vor zwei Jahren, eh sie Ren, kannte und liebte, hätte sie sich geschworen: "Unheil für Sir Stephen", und gesagt, "er wird schon sehen." Aber ihre Liebe zu Ren, und Ren,s Liebe zu ihr hatten sie aller ihrer Waffen beraubt und ihr, anstatt ihr neue Beweise ihrer Macht zu liefern, auch noch die weggenommen, die sie bisher besessen hatte.

Früher war sie gleichgültig und leichtherzig gewesen, hatte sich ein Vergnügen daraus gemacht, mit einem Wort oder einer Geste in Versuchung zu führen, ohne ihnen jedoch etwas zu gewähren, hatte sich ihnen dann vielleicht einmal, zweimal, aus einer plötzlichen Laune heraus doch hingegeben, zur Belohnung, aber auch, um sie noch mehr zu entflammen, eine Leidenschaft noch grausamer zu machen, die sie nicht teilte. Sie wußte genau, daß diese Männer sie liebten. Einer hatte versucht, sich das Leben zu nehmen; als er aus dem Krankenhaus entlassen wurde, war sie zu ihm gegangen, hatte sich nackt ausgezogen, ihm verboten, sie zu berühren, und sich auf seinem Sofa ausge-

streckt.

Leichenblaß vor Verlangen und Schmerz hatte er sie zwei Stunden lang schweigend angestarrt, sein Versprechen hatte ihn versteinert. Sie hatte ihn nie wiedersehen wollen. Nicht, daß sie das Verlangen, das sie weckte, unterschätzt hätte. Sie verstand es um so besser, oder glaubte, es zu verstehen, als sie selbst ein (wie sie meinte), gleiches Verlangen nach ihren Freundinnen oder nach unbekannten jungen Frauen empfand. Manche gaben ihr nach - sie führte sie dann in allzu diskrete Hotels mit engen Korridoren und Wänden, die jedes Geräusch durchließen - andere stießen sie voll Abscheu zurück.

Doch was sie für Verlangen hielt, war nichts weiter, als die Lust an der Eroberung, und weder ihre Gepflogenheiten eines verderbten Knaben, noch die Tatsache, daß sie ein paar Liebhaber gehabt hatte - wenn man sie Liebhaber nennen kann - noch ihre Härte, nicht einmal ihr Mut, halfen ihr auch nur im geringsten, als sie Ren, begegnete. In acht Tagen lernte sie die Furcht kennen, aber auch die Sicherheit, das Entsetzen, aber auch das Glück. Ren, warf sich auf sie, wie ein Räuber auf eine Gefangene, und sie wurde mit Wonne seine Gefangene, spürte an ihren Handgelenken, ihren Fußknöcheln, an allen Gliedern und selbst an den verborgensten Stellen ihres Körpers die Bande, die unsichtbarer waren als das feinste Haar, kräftiger als die Seile, mit denen die Liliputaner Gulliver gefesselt hatten, und die ihr Geliebter mit einem einzigen Blick anzog oder löste.

Sie war nicht mehr frei? Ah! Gott sei Dank, sie war nicht mehr frei. Aber sie fühlte sich leicht, Göttin auf der Wolke, Fisch im Wasser, verloren im Glück. Verloren, weil diese feinen Haare, diese Stricke, die Ren, alle in seiner Hand hielt, das einzige Kraftnetz waren, durch das seither der Strom ihres Lebens floß. Das war nur allzu wahr, denn wenn Ren, seinen Griff lockerte - oder sie es sich einbildete - wenn er abwesend schien oder sich, voll Gleichgültigkeit, wie O glaubte, von ihr entfernte, oder wenn er sich nicht mit ihr traf oder ihre Briefe nicht beantwortete und sie glaubte, er wolle sie nicht mehr sehen, oder seine Liebe sei im Schwinden oder er liebe sie überhaupt nicht mehr, erstarb alles in ihr, erstickte sie.

Das Gras wurde schwarz, der Tag war kein Tag mehr, die Nacht keine Nacht, nur noch teuflische Erfindungen, die abwechselnd hell und dunkel erzeugten, um sie zu quälen. Vom frischen Wasser wurde ihr übel. Sie fühlte sich als Aschensäule, bitter, unnütz und verdammt, wie die Salzsäulen von Gomorrha. Denn sie war schuldig. Wer Gott

liebt, und wen Gott verläßt in der finsteren Nacht, ist schuldig, weil er verlassen ist. Er sucht in der Erinnerung nach seinen Fehlern. Sie suchte nach den ihren.

Sie entdeckte nur dann und wann ein flüchtiges und mehr in ihrer Veranlagung liegendes, als in ihren Handlungen zutage tretendes Gefallen an den Begierden, die sie bei anderen Männern als Ren, weckte, bei Männern, denen sie überhaupt nur Aufmerksamkeit schenkte aus dem šbermaß des Glücks, mit dem Ren,s Liebe, die Gewißheit, Ren, zu gehören, sie erfüllten, und weil die völlige Hingabe an ihn, in der sie lebte, sie unverwundbar, unverantwortlich machte und alle ihre Handlungen belanglos - aber welche Handlungen?

Sie hatte sich doch nur Gedanken vorzuwerfen, flüchtige Versuchungen. Dennoch stand außer Zweifel, daß sie schuldig war und daß Ren, sie, ohne es zu wollen, für einen Fehler strafte, den er nicht kannte (denn er blieb in ihrem Inneren verborgen), den Sir Stephen dagegen augenblicklich entdeckt hatte: die Lüsternheit.

O war glücklich, daß Ren, sie peitschen ließ und sie anderen Männern auslieferte, weil ihre leidenschaftliche Unterwerfung ihrem Geliebten bewies, daß sie ihm gehörte, aber auch, weil der Schmerz und die Schande der Peitsche, und die Schmach, die ihr von denen zugefügt wurde, die sie zur Lust zwangen, wenn sie nahmen, selbst Lust empfanden, ohne sich um die ihre zu kümmern, ihr wie eine Sühne für ihre Fehler vorkamen.

Umarmungen, die ihren Brüsten unerträgliche Beschimpfung antaten, Münder, die sich wie weiche und widerliche Blutegel an ihren Lippen und an ihrer Zunge festgesaugt hatten und Zungen und Genitalen, klebrige Tiere, die sich an ihren geschlossenen Mund, in die mit aller Gewalt zusammengepreßte Furche ihres Schoßes und ihrer Lenden gedrängt und sie vor Abscheu hatten steif werden lassen, so sehr, daß die Peitsche kaum genügte, um sie wieder gefügig zu machen, und denen sie sich schließlich doch geöffnet hatte, mit furchtbarem Ekel und furchtbarer Willfährigkeit. Und wenn Sir Stephen recht hätte? Wenn die Erniedrigung ihr lieb wäre? Nun, je tiefer diese Entwürdigung war, um so größer war Ren,s Gnade, wenn er dennoch geruhte, O zum Instrument seiner Lust zu machen.

Als Kind hatte sie, an der weißen Wand eines Zimmers in Wales, wo sie zwei Monate lang gewohnt hatte, in roten Lettern einen Bibelspruch gesehen, wie die Protestanten ihn gern in ihren Häusern anbringen: Schrecklich ist es, lebend in Gottes Hand zu fallen. - Nein, sagte sie sich

jetzt, das stimmte nicht. Schrecklich ist es, lebend von Gottes Hand verstoßen zu werden.

Sooft Ren, die Begegnung mit ihr hinausschob, wie er es heute getan hatte - denn es hatte bereits sechs Uhr geschlagen, bereits halb sieben - fühlte O sich vom Wahnsinn, von der Verzweiflung bedroht. Der Wahnsinn war nichtig, die Verzweiflung war nichtig, nichts war wirklich. Ren, kam, er war da, er hatte sich nicht verändert, er liebte sie, eine Vorstandssitzung hatte ihn aufgehalten oder eine unvorhergesehene Arbeit, er hatte nicht Zeit gefunden, sie zu benachrichtigen. Mit einem Schlag tauchte O aus ihrer erstickenden Betäubung auf, und doch ließ jeder dieser Schreckensanfälle in ihrem Innersten eine dumpfe Unheilwarnung zurück.

Ren, erschien endlich um sieben Uhr, er freute sich so sehr, sie wiederzusehen, daß er sie vor dem Elektriker küßte, der einen Scheinwerfer reparierte, vor dem kleinen, rothaarigen Mannequin, der aus der Schminkkabine trat, und vor Jacqueline, die, für alle überraschend, plötzlich hinter ihm auftauchte.

"Wie reizend", sagte Jacqueline zu O, "ich wollte Sie um meine letzten Aufnahmen bitten, aber ich glaube, das ist nicht der rechte Augenblick, ich gehe wieder." "Mademoiselle, bitte", rief Rene, ohne O loszulassen, die er um die Taille gefaßt hielt, "bitte gehen Sie nicht weg!"

O stellte Jacqueline und Ren, einander vor. Der rothaarige Mannequin war verärgert wieder in der Kabine verschwunden, der Elektriker tat, als wäre er beschäftigt. O schaute Jacqueline an und spürte, daß Ren,s Blick ihr folgte. Jacqueline trug einen Skianzug, wie nur Filmstars ihn tragen, die nicht Skifahren. Der schwarze Pullover betonte die kleinen und weitauseinanderstehenden Brüste, eine lange, enganliegende Hose die langen Beine des Mädchens aus dem Norden.

Alles an ihr erinnerte an Schnee: der bläuliche Schimmer ihrer grauen Seehundjacke an den Schnee im Schatten, der Rauhreifglanz ihres Haares und der Wimpern an den Schnee in der Sonne. Sie trug ein Lippenrot, das ins Purpurfarbene spielte, und wenn sie lächelte und die Augen zu O erhob, dachte O, niemand könne dem Verlangen widerstehen, aus diesem grünen und lebendigen Wasser unter den bereiften Wimpern zu trinken und den Pullover von den kindlichen Brüsten zu reißen, um die Hände daraufzulegen.

Da war es wieder: kaum war Ren, aufgetaucht, so fand sie

in der Gewißheit seiner Existenz den Geschmack an den anderen und an sich selbst, an der ganzen Welt wieder.

Sie gingen alle drei gemeinsam weg. In der Rue Royale wirbelte der Schnee, der zwei Stunden lang in dicken Flocken gefallen war, nur noch in winzigen, weißen Körnchen, die sie ins Gesicht stachen. Das Streusalz auf dem Trottoir knirschte unter den Sohlen und löste den Schnee auf und O spürte, wie der Eishauch, der dabei frei wurde, an ihren Beinen hochstieg und um ihre nackten Schenkel schlug.

Was sie bei den jungen Frauen suchte, die sie verfolgte, wußte O sehr genau. Sie bildete sich nicht ein, mit den Männern zu rivalisieren, wollte auch nicht durch ein männliches Betragen ein Gefühl weiblicher

Minderwertigkeit kompensieren, das sie keineswegs empfand. Mit zwanzig Jahren, als sie der hübschesten ihrer Kolleginnen den Hof machte, hatte sie sich allerdings einmal ertappt, daß sie die Mütze zog, um die andere zu grüßen, zurücktrat, um sie vorbeizulassen, und ihr beim Aussteigen aus einem Taxi die Hand bot. Auch bestand sie darauf, zu bezahlen, wenn sie gemeinsam in einer Konditorei Tee tranken. Sie küßte ihr auf offener Straße die Hand, gelegentlich auch den Mund, wenn es irgend ging. Aber dabei handelte es sich um Mätzchen, die sie aufführte, um die Leute zu schockieren, um Kindereien, nicht um eine šberzeugung. Die Vorliebe dagegen, die sie für die Süße sehr weicher, bemalter Lippen hegte, die unter den ihren nachgaben, für den Emaille- oder Perlenglanz der Augen, die sich im Dämmerlicht halb schließen, um fünf Uhr nachmittags, wenn die Vorhänge zugezogen sind und die Lampe auf dem Kaminsims brennt, für die Stimmen, die sagen: noch einmal, ah! Bitte, bitte, noch einmal, für den Tanggeruch, der an ihren Fingern haften blieb, diese Vorliebe war echt und tief. Ebenso lebhaft war das Vergnügen, das sie bei der Jagd empfand.

Dabei kam es ihr nicht so sehr auf das Jagen selbst an, so amüsant oder hinreißend es auch sein mochte, als vielmehr auf das Gefühl der vollständigen Freiheit, das sie dann verspürte. Sie gab den Ton an, sie, und nur sie allein (was sie bei einem Mann nie tat, es sei denn, auf Umwegen). Bei ihr lag die Initiative des Wortes, der Rendezvous, der Küsse, und sie legte solchen Wert darauf, daß sie es nicht mochte, wenn sie zuerst geküßt wurde, und, seit sie Liebhaber hatte, beinah niemals duldete, daß ein Mädchen ihre Liebkosungen erwiderte.

So begierig sie danach war, ihre Freundin nackt unter den

Augen zu haben, unter den Händen, so überflüssig erschien es ihr, sich selbst zu entkleiden. Oft suchte sie einen Vorwand um es zu vermeiden behauptete zu frieren oder unpäßlich zu sein. šbrigens gab es wenige Frauen, an denen sie nicht irgend etwas schön gefunden hätte; sie erinnerte sich, daß sie kurz nach ihrer Entlassung aus dem Lyzeum ein häßliches und unsympathisches, stets mißmutiges kleines Mädchen hatte verfuhren wollen, einzig deshalb, weil es einen Wald blonder Haare hatte, die in schlecht geschnittenen Locken Licht und Schatten auf ihr Gesicht zauberten, auf eine stumpfe, aber feinkörnige, straffe, zarte, vollständig matte Haut.

Doch die Kleine hatte sie abblitzen lassen, und wenn eines Tages die Lust das unschöne Gesicht verklärt hatte, so war es nicht O zuliebe gewesen. Denn O liebte es leidenschaftlich, diesen Schleier über die Gesichter ziehen zu sehen, der sie so glatt und jung macht; ihnen eine zeitlose Jugend verleiht, sie nicht in die Kindheit zurückversetzt, sondern die Lippen schwellt, die Augen vergrößert wie Kohle, und die Iris schimmernd und klar macht.

Dabei war mehr Bewunderung als Eigenliebe im Spiel, denn die Verwandlung rührte sie nicht deshalb so sehr, weil sie selbst sie bewirkt hatte: in Roissy empfand sie die gleiche Ergriffenheit vor dem entstellten Gesicht eines Mädchens, das einem Unbekannten ausgeliefert war. Die Nacktheit, die Hingabe des Körpers, erregten sie und es schien ihr, als machten ihre Freundinnen ihr ein Geschenk, für das sie ihnen nie genug danken konnte, wenn sie sich nur bereitfanden, sich nackt in einem verschlossenen Zimmer anschauen zu lassen. Denn die Nacktheit in den Ferien, in der Sonne und am Strand, ließ sie kalt - nicht etwa, weil sie sich dort öffentlich zeigte, sondern weil diese ™ffentlichkeit und die Unvollständigkeit ihr einen gewissen Schutz gewährten.

Die Schönheit der anderen Frauen, die sie großzügigerweise stets über ihre eigene zu stellen bereit war, bestärkte sie im Glauben an ihre eigene Schönheit, in der sie, wenn sie sich in ungewohnten Spiegeln betrachtete, den Widerschein der fremden Schönheit entdeckte.

Die Macht, die sie ihren Freundinnen über ihre Person einräumte, versicherte sie zugleich ihrer eigenen Macht über die Männer. Und sie war glücklich und fand es nur natürlich, daß die Männer so stürmisch von ihr forderten, was sie von den Frauen forderte (und ihnen nicht zurückgab oder nur zum kleinsten Teil). Auf diese Weise war sie zugleich und ständig Komplizin der einen wie der anderen und gewann in beiden Spielen. Es gab schwierige Partien.

Daß O in Jacqueline verliebt war, nicht mehr und nicht weniger, als sie in viele andere verliebt gewesen war und vorausgesetzt, daß der Ausdruck verliebt (was reichlich viel gesagt war) zutraf, unterlag keinem Zweifel. Doch warum zeigte sie es nicht?

Als die Knospen an den Pappeln der Kais aufsprangen, als der Tag länger zögerte, bis er unterging, und den Liebespaaren erlaubte, sich nach den Bürostunden in die Gärten zu setzen, glaubte sie sich endlich stark genug, es mit Jacqueline aufzunehmen. Im Winter war sie ihr zu unbesiegbar erschienen, zu schillernd, unberührbar, unzugänglich unter ihren frostigen Pelzen. Jacqueline wußte es.

Der Frühling bot ihr nur Kostüme, flache Schuhe, Pullover. Mit ihrem kurzgeschnittenen, glatten Haar sah sie schließlich aus, wie eines der kecken Schulmädchen, die O mit sechzehn Jahren, als sie ebenfalls noch ins Lyzeum ging, an den Handgelenken gepackt und schweigend in eine leere Garderobe gezerrt, gegen die aufgehängten Mäntel gedrängt hatte. Die Mäntel fielen von den Haken.

O wurde von einem Lachanfall geschüttelt. Sie trugen Uniformblusen aus Kattun, ihre Initialen waren in roter Baumwolle auf die Brusttasche gestickt. In drei Kilometern Entfernung hatte die um drei Jahre jüngere Jacqueline in einem anderen Lyzeum die gleichen Blusen getragen. O erfuhr es eines Tages zufällig, als Jacqueline für Hausmäntel Modell stand und seufzend sagte, wenn man im Internat wenigstens so hübsche Hausmäntel gehabt hätte, wäre man glücklicher gewesen. Oder wenn man wenigstens die vorgeschriebenen hätte tragen dürfen, ohne etwas darunter anzuziehen.

"Wieso ohne etwas darunter? " sagte O. - "Ohne Kleid natürlich", erwiderte Jacqueline. Worauf O errötete. Sie konnte sich nicht daran gewöhnen, unter ihrem Kleid nackt zu sein, und jedes zweideutige Wort erschien ihr eine Anspielung auf ihren Zustand. Vergeblich sagte sie sich, daß man unter irgendeinem Kleidungsstück immer nackt sei.

Nein, sie fühlte sich nackt wie jene Veroneserin, die zum Heerführer der Belagerer gegangen war, um ihre Stadt zu retten: nackt unter einem Mantel, den man nur zurückzuschlagen brauchte. Es schien ihr auch, als wolle sie damit etwas einhandeln, genau wie die Italienerin, aber was? Jacqueline war ihrer sicher, und den Beweis dafür brauchte sie nicht erst einzuhandeln; ein Blick in den Spiegel genügte. O betrachtete sie voll Demut und dachte, man könnte ihr, ohne sich schämen zu müssen, keine anderen Blumen schenken als Magnolien, deren dicke und matte

Blütenblätter leicht ins bräunliche spielen, wenn sie welken, oder Kamelien, in deren wächsernem Weiß zuweilen ein rosiges Licht spielt.

Der Winter rückte immer ferner, und mit der Erinnerung an den Schnee verblaßte auch eine leichte Tönung, die Jacquelines Haut vergoldete. Bald würden nur noch Kamelien am Platze sein.

Aber O fürchtete, sich lächerlich zu machen mit solch melodramatischen Blumen. Sie brachte ihr eines Tages einen großen Strauß blauer Hyazinthen, deren Duft dem der Tuberosen ähnlich ist und einem zu Kopf steigt. ™lig, heftig, haftend, genau der Duft, den die Kamelien haben sollten und den sie nicht haben. Jacqueline steckte ihre Monogennase in die steifen, lauen Blüten, ihre Lippen, die seit vierzehn Tagen rosa geschminkt waren, nicht mehr rot.

Sie sagte: "Sind die für mich?" - Wie die Frauen sagen, denen alle Welt allezeit Geschenke macht. Dann sagte sie danke, dann fragte sie, ob Ren, kommen werde, um O abzuholen. Ja, er werde kommen, sagte O. Er wird kommen, sagte sie bei sich und für ihn wird Jacqueline in gespielter Regungslosigkeit, in gespieltem Schweigen eine Sekunde die eisigfeuchten Augen heben, die niemandem ins Gesicht schauten. Jacqueline würde man nichts mehr lehren müssen: nicht schweigen, nicht die offenen Hände an den Seiten herabhängen lassen, nicht den Kopf halb in den Nacken beugen.

O starb fast vor Verlangen danach, die allzu hellen Haare im Nacken zu packen, den willigen Kopf weit zurückzubeugen, wenigstens mit den Fingerspitzen die Linie der Brauen nachzuziehen. Aber auch Ren, würde danach verlangen. Sie wußte genau, warum ihre frühere Kühnheit solcher Schüchternheit gewichen war, warum sie seit zwei Monaten Jacqueline begehrte, ohne sich mit einem Wort oder einer Geste zu verraten, warum sie vor sich selbst fadenscheinige Begründungen für ihre Zurückhaltung anführte.

Es stimmte nicht, daß Jacqueline unnahbar war. Das Hindernis lag nicht bei Jacqueline, es lag in O selbst und war von einer Art, wie es ihr nie zuvor begegnet war. Es bestand darin, daß Ren, ihr Freiheit ließ und daß sie ihre Freiheit verabscheute. Ihre Freiheit war schlimmer als alle Ketten.

Ihre Freiheit trennte sie von Ren,. Zehnmal schon hätte sie, ohne ein Wort zu sagen, Jacqueline bei den Schultern nehmen, sie mit beiden Händen an eine Wand nageln können, wie man einen Schmetterling aufspießt; Jacqueline hätte

sich nicht bewegt, sie hätte bestimmt nicht einmal gelächelt. Aber O war wie ein wildes Tier geworden, das man in Gefangenschaft gehalten hat und das jetzt dem Jäger als Lockvogel dient, das seine Beute nur noch für ihn schlägt, nur auf seinen Befehl zuspringt. Sie selbst lehnte sich nun manchmal bleich und zitternd an die Wand, festgenagelt durch ihr Schweigen, festgebunden durch ihr Schweigen, und so glücklich, weil sie schwieg. Sie erwartete mehr als eine Erlaubnis, denn die Erlaubnis hatte sie bereits. Sie erwartete einen Befehl. Er kam nicht von Ren,, er kam von Sir Stephen.

Monate waren vergangen, seit Ren, sie Sir Stephen übergeben hatte, und O bemerkte mit Schrecken die zunehmende Bedeutung, die Sir Stephen in den Augen ihres Geliebten gewann. Zugleich dachte sie, daß sie sich vielleicht täuschte, daß es sich bei dem, was sie für eine fortschreitende Entwicklung der Tatsachen oder der Gefühle hielt, lediglich um eine fortschreitende Erkenntnis dieser Tatsachen oder dieser Gefühle handelte.

Auf jeden Fall hatte sie bald bemerkt, daß Ren, stets dann die Nacht bei ihr zubrachte, ja, nur noch dann, wenn sie am vorhergegangenen Abend bei Sir Stephen gewesen war (Sir Stephen behielt sie die ganze Nacht über nur dann, wenn Ren, nicht in Paris war). Sie hatte zudem festgestellt, daß er sie an diesen Abenden, wenn auch er bei Sir Stephen war, niemals berührte, es sei denn, um sie für Sir Stephen leicht zugänglich zu machen, sie in ihrer Stellung festzuhalten, wenn sie sich wehrte.

Er blieb nur sehr selten und stets angekleidet, wie beim ersten Mal, verhielt sich schweigend, rauchte eine Zigarette nach der anderen, legte Holz im Kamin nach, brachte Sir Stephen zu trinken - er selbst trank jedoch nicht.

O spürte, daß er sie beobachtete, wie ein Dompteur das von ihm dressierte Tier beobachtet, das ihm durch seinen blinden Gehorsam Ehre machen soll, oder wie im Beisein eines Fürsten der Leibwächter, eines Bandenchefs der Handlanger die Dirne im Auge behält, die er ihm von der Straße geholt hat. Daß er das Gesicht Sir Stephens beobachtete, nicht das ihre, war der Beweis, daß er hier die Stellung eines Dieners oder eines Akolyten ausübte, und O fühlte sich unter seinen Augen sogar um die Wollust gebracht, in der ihre Züge ertranken: seine Bewunderung und selbst die Dankbarkeit dafür galt Sir Stephen, der diese Wollust erregt hatte, er war glücklich, weil Sir Stephen geruhte, sich an einer Sache zu erfreuen, die er ihm geschenkt hatte.

mir", flüsterte er (noch nie hatte er sie um Verzeihung gebeten), dann ließ er sie los und schlug zu.

Als Ren, nach Mitternacht zu O kam, nachdem er allein die Veranstaltung besucht hatte, zu der sie gemeinsam hatten gehen wollen, fand er sie im Bett, zitternd im weißen Nylon ihres langen Nachthemds. Sir Stephen hatte sie selbst nach Hause und zu Bett gebracht und sie noch einmal auf den Mund geküßt. Sie sagte es Ren,. Sie sagte ihm auch, daß sie nicht mehr den Wunsch verspüre, Sir Stephen nicht zu gehorchen und sie wußte sehr gut, daß Ren, draus den Schluß zog, die Peitsche sei notwendig und angenehm für sie, was auch stimmte (aber nicht der einzige Grund war). Zudem war sie überzeugt, es sei auch für Ren, notwendig, daß sie die Peitsche bekam.

Sosehr er es verabscheute, sie selbst zu schlagen - er hatte sich nie dazu entschließen können - so sehr liebte er es, zuzusehen, wie sie sich unter den Schlägen wand, zu hören, wie sie schrie. Ein einziges Mal hatte Sir Stephen sie vor Ren, mit dem Reitstock geschlagen. Ren, hatte O über den Tisch gelegt und sie so festgehalten, daß sie sich nicht bewegen konnte.

Ihr Rock war herabgeglitten: er hatte ihn wieder hochgeschlagen. Vielleicht lag ihm noch mehr an dem Gedanken, daß O, während er nicht bei ihr war, während er spazieren ging oder arbeitete, sich unter der Peitsche wand, stöhnte und weinte, um Gnade bettelte und sie nicht erhielt - und wußte, daß dieser Schmerz und diese Demütigung ihr durch den Willen ihres Geliebten zugefügt wurden und zu seiner Lust. In Roissy hatte er sie von den Dienern peitschen lassen. In Sir Stephen hatte er den unbarmherzigen Gebieter gefunden, der er selbst nicht sein konnte.

Die Tatsache, daß der Mann, den er auf der Welt am meisten bewunderte, an O Gefallen fand und sich der Mühe unterzog, sie gefügig zu machen, steigerte Ren,s Leidenschaft für sie, das sah O genau. Jeder Mund, der sich auf ihren Mund gepreßt hatte, jede Hand, die ihre Brüste und ihren Leib berührt, jedes Geschlecht, das in sie eingedrungen war, sie alle, die so eindeutig den Beweis erbrachten, daß sie prostituiert wurde, hatten zugleich den Beweis erbracht, daß sie dessen würdig war, hatten sie in gewisser Weise geheiligt. Aber das alles galt in Ren,s Augen nichts im Vergleich zu dem Beweis, den Sir Stephen gab. Sooft sie aus Sir Stephens Armen kam, suchte Ren, auf ihr die Spur eines Gottes.

O wußte, daß er sie vor ein paar Stunden nur verraten hatte, um neue und grausamere Spuren zu schaffen. Das war

der einzige Grund. Sie wußte aber auch, daß Sir Stephen gar keiner Gründe bedurft hätte. Um so schlimmer. (Sie aber dachte, um so besser.) Erschüttert betrachtete Ren, lange Zeit den schlanken Körper, auf dem dicke, blaurote Striemen sich wie Schnüre von Schulter zu Schulter spannten, über den Rücken, die Lenden, über Leib und Brüste, sich da und dort überschnitten.

An manchen Stellen perlte ein bißchen Blut. "Ah! Ich liebe dich", flüsterte er. Er zog sich mit bebenden Händen aus, löschte das Licht und legte sich neben O. Sie stöhnte im Dunkeln, während er sie nahm.

Die Striemen auf Os Körper verblaßten erst nach einem Monat. Auch danach noch blieb dort, wo die Haut geplatzt war, eine weißliche Linie sichtbar, wie eine sehr alte Narbe. Doch selbst wenn O hätte vergessen können, so würde die Haltung Ren,s und Sir Stephens sie wieder daran erinnert haben. Ren, hatte selbstverständlich einen Schlüssel zu Os Wohnung. Er war nicht auf den Gedanken gekommen, auch Sir Stephen einen Schlüssel zu geben, wahrscheinlich weil Sir Stephen bisher niemals den Wunsch geäußert hatte, O aufzusuchen.

Aber die Tatsache, daß er sie an jenem Abend nach Hause gebracht hatte, brachte Ren, plötzlich auf die Idee, daß diese Tür, die nur O und er öffnen konnten, von Sir Stephen als Hindernis betrachtet werden könnte, als Schranke oder als von Ren, beabsichtigte Einschränkung, und daß es lächerlich war, ihm O zu geben, wenn er ihm nicht zugleich die Möglichkeit gab, jederzeit nach Belieben zu ihr zu kommen.

Kurz, er ließ einen Schlüssel anfertigen, händigte ihn Sir Stephen aus und sagte O erst Bescheid, nachdem Sir Stephen ihn angenommen hatte. Sie dachte nicht daran, zu protestieren und bemerkte bald, daß die ständige Erwartung der Ankunft Sir Stephens sie in einen Zustand unbegreiflicher Fröhlichkeit versetzte.

Sie wartete lange, sie fragte sich, ob er sie wohl in tiefer Nacht überraschen werde, ob er Ren,s Abwesenheit benutzen wolle, ob er allein kommen, ob er überhaupt kommen würde. Sie wagte nicht, mit Ren, darüber zu sprechen.

Eines Morgens, als die Aufwartefrau zufällig nicht da war, und O früher als gewöhnlich aufgestanden war, hörte sie wie ein Schlüssel ins Schloß gesteckt wurde. Sie lief zur Tür und rief "Ren," (denn Ren, kam manchmal um diese Zeit und sie hatte nur noch an ihn gedacht!). Es war Sir Stephen, der lächelte und sagte: "Gut, rufen wir Ren, an."

Aber Ren, wurde durch eine geschäftliche Besprechung in seinem Büro festgehalten und würde erst in einer Stunde kommen können.

O sah mit heftig klopfendem Herzen zu (und sie fragte sich, wieso) wie Sir Stephen den Hörer auflegte. Er setzte sie aufs Bett, nahm ihren Kopf zwischen eine Hände und öffnete ihr den Mund, um sie zu küssen. Er nahm ihr so sehr den Atem, daß sie aufs Bett gefallen wäre, wenn er sie nicht festgehalten hätte. Aber er hielt sie fest und richtete sie auf.

Sie begriff nicht warum ihr diese Verwirrung, diese Angst die Kehle zuschnürte, denn konnte sie von Sir Stephen noch etwas zu fürchten haben, was ihr noch nicht widerfahren war?

Er bat sie, sich auszuziehen und sah wortlos zu, wie sie gehorchte. War sie nicht wahrhaftig gewöhnt, nackt vor ihm zu stehen, so wie sie an sein Schweigen gewöhnt war, gewöhnt war, auf seine Entscheidungen zu warten?

Sie mußte zugeben, daß Sie sich einer Täuschung hingab, daß sie zwar verwirrt sein mochte durch den Ort und die Stunde, durch die Tatsache, daß sie in diesem Zimmer noch nie für einen anderen als für Ren, nackt gewesen war, daß jedoch der tiefere Grund für ihre Verwirrung der gleiche war wie immer: ihre völlige Selbstaufgabe.

Heute war diese Selbstaufgabe ihr nur dadurch spürbarer geworden, daß sie sich nicht an einem Ort vollzog, wo sie gewissermaßen nur zu diesem Zweck hingegangen war, und nicht bei Nacht, so daß sie als ein Teil eines Traums gelten mochte oder einer geheimen zweiten Existenz und sich zur Zeit des Tages verhielt wie der Aufenthalt in Roissy sich zur Zeit ihres Lebens mit Ren, verhalten hatte.

Das helle Licht eines Maimorgens machte das Heimliche offenbar: von nun an würden die Realität der Nacht und die Realität des Tages die gleiche Realität sein. Von nun an - und O dachte: endlich.

Daraus entsprang ohne Zweifel die seltsame, mit Schrecken gemischte Sicherheit, in die sie sich gleiten fühlte und die sie geahnt hatte, ohne sie zu begreifen. Von nun an würde es keine Unterbrechung mehr geben, keine tote Zeit, keine Pause. Was man erwartet ist, eben weil man es erwartet, bereits gegenwärtig, bereits herrschend. Sir Stephen war ein anderer Gebieter als Ren,, auf andere Weise fordernd, aber auch auf andere Weise sicher.

Und so leidenschaftlich O Ren, liebte und er sie, so herrschte doch zwischen ihnen eine Gleichheit (und wenn es nur die Gleichheit des Lebensalters gewesen wäre) die in ihr das Gefühl aufhob, daß sie ihm gehorchte, das Bewußtsein, daß sie unterworfen wurde. Was er von ihr forderte, das wollte sie selbst sofort, einzig deshalb, weil er es forderte.

Den Befehlen Sir Stephens jedoch gehorchte sie, weil es Befehle waren und sie war ihm dankbar, daß er sie ihr gab. Ob er mit ihr französisch oder englisch sprach, sie du oder Sie nannte, O nannte ihn stets nur Sir Stephen, wie eine Fremde, wie eine Bediente. Sie sagte sich, das Wort _Seigneur_ hätte besser zu ihm gepaßt, wenn sie gewagt hätte, es auszusprechen, so wie ihr vor ihm das Wort Sklavin angestanden hätte.

Sie sagte sich auch, daß das alles ganz in Ordnung sei, denn Ren, war glücklich, in ihr die Sklavin Sir Stephens zu lieben. Nun hatte sie also ihre Kleider auf das Fußende ihres Bettes gelegt, ihre hochhackigen Pantöffelchen angezogen und wartete mit gesenkten Augen vor Sir Stephen, der ans Fenster gelehnt stand.

Die strahlende Sonne schien durch die Gardinen aus Erbsenmousseline, sie war schon sehr heiß und wärmte ihr die Füße. O versuchte nicht, eine bestimmte Stellung einzunehmen, aber sie dachte geschwind, daß sie sich stärker hätte parfümieren sollen, daß sie die Spitzen ihrer Brüste nicht geschminkt hatte und daß sie froh war, ihre Pantöffelchen anzuhaben, weil der Lack an ihren Zehen abblätterte.

Dann kam ihr plötzlich zum Bewußtsein, daß sie eigentlich erwartete, Sir Stephen werde ihr in die Stille hinein bedeuten, sie solle vor ihm niederknien, seine Kleidung öffnen und ihn mit dem Mund berühren. Aber nein. Daß sie allein daran gedacht hatte, trieb ihr die Röte ins Gesicht und noch während sie errötete, schalt sie sich töricht, weil sie es tat: soviel Schamgefühl bei einer Dirne! In diesem Augenblick bat Sir Stephen O, sich vor ihren Frisiertisch zu setzen und ihm zuzuhören.

Der Frisiertisch war nicht eigentlich ein Frisiertisch, sondern ein großer Drehspiegel im Stil der Restaurationszeit neben einer niedrigen Wandkonsole, auf der Bürsten und Flakons Platz fanden. Wenn O auf dem kleinen Polstersessel saß, konnte sie sich ganz sehen.

Während er sprach, ging Sir Stephen hinter ihr auf und ab;

sein Bild erschien und verschwand im Spiegel, hinter Os Bild, doch es war ein Bild, das fern wirkte, weil der Belag des Spiegels grünlich war, und leicht getrübt. O, die mit geöffneten Händen und gespreizten Knien dasaß, hätte das Bild packen und anhalten mögen, um sich das Antworten zu erleichtern.

Denn Sir Stephen stellte in präzisem Englisch Fragen über Fragen, die letzten, die O aus seinem Munde erwartet hätte, sofern sie Oberhaupt welche erwartete. Er hatte noch kaum damit begonnen, als er sich unterbrach, um O in ihrem Sessel zurückzukippen und sie zugleich weiter nach vom zu ziehen, nun bot sie sich, das linke Bein über der Sessellehne und das rechte leicht angewinkelt, im vollen Licht im Spiegel ihren eigenen Blicken und den Blicken Sir Stephens dar, so ganz geöffnet, als hätte ein unsichtbarer Geliebter sich aus ihr zurückgezogen und sie so verlassen. Sir Stephen fragte weiter mit der Festigkeit eines Richters, der Geschicklichkeit eines Beichtvaters.

O sah ihn nicht sprechen, sah sich aber antworten. Ob sie, seit ihrer Rückkehr aus Roissy, anderen Männern als Ren, und ihm angehört habe? Nein. Ob sie den Wunsch gehabt habe, anderen, die sie getroffen hatte, anzugehören? Nein. Ob sie sich bei Nacht, wenn sie allein sei, selbst berühre? Nein. Ob sie Freundinnen habe, die sie berühre und von denen sie sich berühren lasse? Nein (das nein kam zögernder). Aber Freundinnen, die sie begehrte? Nun ja, Jacqueline, nur sei Freundin zu viel gesagt. Kollegin würde richtiger sein, oder vielleicht Gefährtin, wie die höheren Töchter in den feinen Pensionaten einander bezeichnen. Darauf fragte Sir Stephen, ob sie Photos von Jacqueline habe und half ihr, aufzustehen, damit sie sie holen konnte.

Ren,, der atemlos hereinkam, weil er die vier Treppen im Laufschritt genommen hatte, fand die beiden im Salon: O stand vor dem großen Tisch, auf dem alle Bilder Jacquelines in weiß und schwarz glänzten wie Wasserpfützen in der Nacht. Sir Stephen halb auf dem Tisch sitzend, nahm eines nach dem anderen auf, wie O sie ihm reichte, und legte sie dann wieder auf den Tisch; mit der anderen Hand hielt er O am Schoß gepackt.

Von diesem Augenblick an richtete Sir Stephen, der Ren, begrüßt hatte, ohne sie loszulassen - sie spürte sogar, daß seine Hand tiefer in sie eindrang - seine Worte nicht mehr an O, sondern nur noch an Ren,. Der Grund dafür schien ihr klar: sobald Ren, zugegen war, bestand zwar ihretwegen zwischen Sir Stephen und ihm ein Einverständnis, von dem sie aber ausgeschlossen war, sie war nur An-

laß oder Objekt, man hatte ihr keine Fragen mehr zu stellen, sie hatte keine mehr zu beantworten: was sie tun sollte, sogar was sie sein sollte, wurde ohne ihr Zutun entschieden.

Es ging auf Mittag. Die Sonne, die mit voller Macht auf den Tisch schien, rollte die Ecken der Photos auf. O wollte sie beiseite schieben und sie glätten, damit sie nicht verdorben würden, aber sie war ihrer Bewegungen nicht sicher, sie mußte ein Stöhnen unterdrücken, so sehr brannte sie Sir Stephens Hand. Sie konnte nicht mehr, stöhnte wirklich und fand sich plötzlich auf dem Rücken quer über dem Tisch liegend, mit gespreizten, herabhängenden Beinen, mitten in den Fotos, wohin Sir Stephen sie geworfen hatte, nachdem er seine Hand entfernt hatte. Ihre Füße berührten den Boden nicht, eines der Pantöffelchen glitt hinunter, fiel lautlos auf den weißen Teppich. Ihr Gesicht war in der prallen Sonne: sie schloß die Augen.

Später, viel später sollte sie sich an etwas erinnern, was ihr im Augenblick gar nicht bewußt wurde: daß sie so auf dem Tisch liegend, das Gespräch zwischen Sir Stephen und Ren, mithörte, so als ginge es sie nichts an und doch das Gefühl hatte, als erlebte sie etwas zum zweiten Mal.

Und es stimmte, daß sie eine ähnliche Szene bereits erlebt hatte; denn als Ren, sie zum ersten Mal zu Sir Stephen geführt hatte, hatten die beiden in der gleichen Weise über sie gesprochen. Aber dieses erste Mal war sie Sir Stephen unbekannt gewesen und Ren, hatte das Gespräch geführt. Inzwischen hatte Sir Stephen sie allen seinen Launen gefügig gemacht, hatte sie nach seinem Willen geformt, hatte von ihr die unerhörtesten Dinge gefordert und erhalten, als verstehe sich das von selbst.

Sie hatte nichts mehr zu geben, was er nicht schon besaß. Wenigstens glaubte sie das. Jetzt sprach er, der vor ihr im allgemeinen so schweigsam war, und seine Worte, wie auch die Erwiderungen Ren,s zeigten, daß sie ein Thema wiederaufnahmen, das sie schon häufig besprochen hatten und das sie zum Gegenstand hatte. Es ging darum, wie man sie am besten verwenden, und die Erfahrungen, die sie beide mit ihr gemacht hatten, am besten ausnutzen könne.

Sir Stephen gab gern zu, daß O unendlich erregender wirkte, wenn ihr Körper von Malen irgendwelchen Art gezeichnet war, und sei es nur deshalb, weil diese Male ihr eine Täuschung unmöglich machten und auf den ersten Blick kundtaten, daß ihr gegenüber alles erlaubt war.

Denn das Wissen war eine Sache; den Beweis dafür vor Augen

zu haben, den ständig erneuerten Beweis, war eine andere. Ren,, so sagte Sir Stephen, habe recht gehabt mit seiner Forderung, daß sie gepeitscht werden solle.

Sie beschlossen, daß sie nicht nur um des Vergnügens willen, das ihre Schreie und ihre Tränen gewähren mochten, gepeitscht werden solle, sondern um dafür zu sorgen, daß ständig Spuren an ihr zu sehen sein würden. O hörte, noch immer auf dem Rücken liegend und innerlich brennend, unbeweglich zu und es schien ihr, als spreche Sir Stephen in wunderlicher Stellvertretung für sie, an ihrer Stelle.

Als wäre er in ihrem Körper, als hätte er die Unruhe, die Angst, die Schande empfunden, aber auch den geheimen Stolz und die ätzende Lust, die sie empfand, besonders wenn sie allein auf der Straße inmitten der Passanten ging oder einen Autobus bestieg, oder wenn sie mit den Mannequins und den Technikern im Studio war und sich sagte, daß jeder dieser Menschen, wenn ihm ein Unfall zustoßen und man ihn auf die Straße betten oder einen Arzt rufen müßte, selbst noch nackt sein Geheimnis bewahren würde, sie dagegen nicht: ihr Geheimnis war nicht allein durch ihr Schweigen zu bewahren, hing nicht allein von ihr ab.

Sie durfte sich, selbst wenn sie gewollt hätte, nicht die kleinste Schwäche erlauben - genau das war der Sinn einer der Fragen Sir Stephen. - ohne sich sogleich zu erkennen zu geben, sie konnte sich nicht die unschuldigsten Vergnügungen erlauben, Tennisspielen oder Schwimmen.

Sie empfand es als wohltuend, daß ihr das alles faktisch unmöglich gemacht war, so wie das Gitter des Klosters es den Nonnen faktisch unmöglich macht, sich selbst zu gehören oder zu fliehen. Aber wie konnte sie Jacqueline gewinnen, ohne ihr gleichzeitig, wenn nicht die ganze Wahrheit, so doch einen Teil der Wahrheit sagen zu müssen?

Die Sonne war weitergewandert, weg von ihrem Gesicht. Ihre Schultern klebten an der Glasur der Photos, über denen sie lag und an ihrem Knie spürte sie den rauhen Rand der Jacke Sir Stephens, der sich ihr genähert hatte.

Ren, und er nahmen sie bei den Händen und setzten sie auf. Ren, hob ihre Pantoffel auf. Sie mußte sich anziehen. Während des Mittagessens, das sie danach in Saint-Cloud einnahmen, am Ufer der Seine, setzte Sir Stephen, der jetzt mit ihr allein war, sein Verhör fort.

Am Fuß einer Ligusterhecke, die die schattige Terrasse mit den weißgedeckten Tischen säumte, lief ein Streifen dunkelroter, aufgeblühter Pfingstrosen.

O brauchte lange, bis sie mit ihren nackten Schenkeln den eisernen Stuhl gewärmt hatte, auf den sie sich gehorsam mit hochgeschlagenem Rock gesetzt hatte, ohne Sir Stephens Zeichen abzuwarten. Man hörte das Wasser an die Boote klatschen, die am Ende der Terrasse an einem Brettersteg vertäut lagen.

Sir Stephen saß vor O, die langsam sprach, entschlossen, nicht ein Wort zu sagen, das unwahr wäre. Sir Stephen wollte wissen, warum Jacqueline ihr gefalle. Ah! das war nicht schwierig: einfach weil O sie schön fand, zu schön wie die lebensgroßen Puppen, die man den armen Kindern schenkt und die diese Kinder niemals anzufassen wagen.

Und zugleich wußte sie, daß sie mit Jacqueline im Grund nur deshalb nicht sprach, sich ihr nur deshalb nicht näherte, weil sie nicht wirklich Lust dazu hatte. Hier hob sie die Augen, die sie bisher auf die Pfingstrosen gesenkt hatte und sah, daß Sir Stephen den Blick auf ihre Lippen geheftet hielt.

Hörte er ihr zu oder achtete er nur auf ihre Stimme, auf die Bewegung ihrer Lippen? Sie schwieg abrupt und Sir Stephens Blick hob sich und begegnete dem ihren.

Was sie darin las, war dieses Mal so klar und es war ihr so klar, daß sie richtig gelesen hatte, daß sie nun ihrerseits erbleichte. Wenn er sie so liebte, würde er ihr verzeihen, daß sie es bemerkt hatte? Sie konnte weder die Augen abwenden, noch lächeln oder sprechen. Wenn er sie liebte, was würde sich ändern? Nicht um ihr Leben wäre sie imstande gewesen, die geringste Bewegung zu machen, zu fliehen, ihre Knie hätten sie nicht getragen. Zweifellos wollte er nie etwas anderes von ihr als die Erfüllung seines Verlangens, solange dieses Verlangen andauerte.

Doch erklärte dieses Verlangen allein schon, daß er sie, seit dem Tag, an dem Ren, sie ihm übergeben hatte, immer häufiger rief und bei sich behielt, manchmal nur ihre Gegenwart wollte, nichts weiter? Er saß vor ihr, stumm und unbeweglich wie sie; am Nachbartisch unterhielten sich Geschäftsleute bei einem Kaffee, der so stark war, daß man ihn noch an ihrem Tisch riechen konnte; zwei Amerikanerinnen, hochmütig und gepflegt, zündeten sich schon während des Essens Zigaretten an; der Kies knirschte unter den Schritten der Kellner - einer trat an den Tisch, um Sir Stephens zu dreiviertel geleertes Glas nachzufüllen, aber wozu einer Statue, einer Schlafwandlerin, zu trinken geben?

Er ging wieder weg. O spürte voll Wonne, daß der graue und brennende Blick ihre Augen nur verließ, um sich auf ihre Hände zu heften, ihre Brüste. Endlich sah sie den Schatten eines Lächelns auftauchen, und wagte, es zu erwidern. Aber auch nur ein einziges Wort zu sprechen, war ihr unmöglich. Sie atmete kaum. "O ... ", sagte Sir Stephen. "Ja", sagte O ganz schwach.

"O, was ich Ihnen jetzt sagen will, habe ich zusammen mit Ren, beschlossen. Dennoch möchte ich ... " Er unterbrach sich.

O erfuhr nie, ob er es deshalb tat, weil sie vor Erregung die Augen geschlossen hatte oder ob auch ihm das Atmen schwerfiel. Er wartete, der Kellner wechselte die Teller, brachte O die Karte, damit sie ihr Dessert wählen konnte. O gab die Karte Sir Stephen. Ein Souffl,?

Ja, ein Souffl,. Dauert zwanzig Minuten. Schön, zwanzig Minuten. Der Kellner ging. "Ich brauche länger als zwanzig Minuten", sagte Sir Stephen. Und er sprach mit gelassener Stimme weiter und was er sagte, bewies O sogleich, daß zumindest eine Sache feststand, nämlich daß, selbst falls er sie liebte, nichts dadurch geändert würde, es sei denn, man wolle diesen seltsamen Respekt, diese Glut, mit der er zu ihr sprach, als Änderung werten:

"Ich würde glücklich sein, wenn Sie sich bereitfänden ... " anstatt sie einfach aufzufordern, seinen Wünschen nachzukommen. Denn es handelte sich um nichts anderes als um Befehle, denen O sich ohnehin nicht hätte entziehen können.

Sie machte Sir Stephen darauf aufmerksam. Er gab es zu. "Antworten Sie trotzdem", sagte er. "Ich werde tun, was Sie wünschen", antwortete O und das Echo dessen, was sie gesagt hatte, klang ihr im Ohr: "Ich werde tun, was du wünschst", hatte sie zu Ren, gesagt.

Sie flüsterte: "Ren, ... " Sir Stephen hatte es gehört. "Ren, weiß, was ich von Ihnen will. Hören Sie mir zu."

Er sprach englisch, aber mit einer tiefen und tonlosen Stimme, die man an den Nebentischen nicht hören konnte. Wenn die Kellner in die Nähe kamen, schwieg er, nahm den Satz wieder auf, sobald sie sich entfernten. Was er sagte, schien unerhört an diesem jedermann zugänglichen und friedlichen Ort, das Unerhörteste war jedoch, daß er mit solcher Selbstverständlichkeit es sagen und daß O es anhören konnte.

Er erinnerte sie zunächst, daß sie am ersten Abend, den sie bei ihm verbrachte, einem seiner Befehle nicht gehorcht hatte und machte sie darauf aufmerksam, daß er diesen Befehl, obwohl er sie damals dafür geohrfeigt hatte, nicht wiederholt habe. Würde sie ihm jetzt gewähren, was sie damals verweigert hatte'?

O begriff, daß sie nicht nur schweigend nicken sollte, sondern daß er in entsprechenden Worten aus ihrem Munde hören wollte, ja, sie würde sich selbst berühren, sooft er es von ihr verlange.

Sie sagte es und sah wieder den gelb und grauen Salon vor sich, Ren,, ihre Auflehnung an diesem ersten Abend, das Feuer, das zwischen ihren gespreizten Knien glühte, als sie nackt auf dem Teppich lag. Heute abend, in diesem gleichen Salon ... Aber nein, Sir Stephen machte keine genauen Angaben, er fuhr fort. Er wies sie darauf hin, daß sie in seiner Gegenwart niemals Ren, angehört habe, (auch keinem anderen Mann) wie sie in Ren,s Gegenwart ihm angehört hatte (und in Roissy vielen anderen Männern).

Sie durfte daraus nicht schließen, daß ihr von Ren, allein die Demütigung zuteil werde, sich einem Mann hingeben zu müssen, der sie nicht liebte - vor einem Mann, der sie liebte. (Es blieb bei diesem Thema, so lang, mit so brutaler Ausführlichkeit: sie würde bald ihren Schoß und ihre Lenden und ihren Mund allen seinen Freunden öffnen, die sie kennenlerne und Verlangen nach ihr haben würden - daß O zweifelte, ob diese Brutalität nicht ebensosehr gegen ihn selbst wie gegen sie gerichtet sei und sie behielt nur das Ende des Satzes: ein Mann der liebte.

Welches andere Geständnis wollte sie hören?) Im übrigen wollte er selbst sie im Lauf des Sommers nach Roissy zurückbringen.

Hatte sie sich niemals darüber gewundert, daß zuerst Ren, und dann er selbst sie so isoliert gehalten hatten? Sie sah nur sie beide, sei es zusammen, sei es einzeln. Wenn Sir Stephen in seinem Haus in der Rue de Poitiers Gäste hatte, holte er O niemals. Nie hatte sie bei ihm zu Mittag oder zu Abend gegessen, niemals hatte Ren, ihr seine Freunde vorgestellt, mit Ausnahme Sir Stephens.

Zweifellos würde er sie auch weiterhin von allen fernhalten, denn von nun an besaß Sir Stephen das Verfügungsrecht über sie. Sie dürfe nicht glauben, daß sie als sein Eigentum nun weniger wie eine Gefangene behandelt würde, im Gegenteil. (Aber O begriff schlagartig nur das eine: daß Sir Stephen ihr gegenüber die gleiche Rolle spielen

würde wie Ren,, mit ihm identisch sein würde.)

Der Ring aus Eisen und Gold, den sie an der linken Hand trug - erinnerte sie sich, wie er ihn so eng gewählt hatte, daß sie ihn nur mit Mühe an den Ringfinger stecken konnte?

Sie konnte ihn nicht mehr abziehen - war das Zeichen, daß sie Sklavin war, aber Sklavin aller. Der Zufall hatte es gewollt, daß sie seit dem Herbst keine Gäste des Schlosses von Roissy getroffen hatte, die ihre Eisen bemerkt und Konsequenzen daraus gezogen hatten. Das Wort Eisen, im Plural gebraucht, in dem sie ein Wortspiel gesehen hatte, als Sir Stephen ihr damals sagte, die Eisen stünden ihr gut, war keineswegs ein Wortspiel, sondern eine Losung.

Sir Stephen hatte die zweite Losung nicht anzuwenden brauchen: nämlich, wem die Eisen gehörten, die sie trug. Aber was würde O antworten, wenn man ihr diese Frage heute stellte? O zögerte: "Ren, und Ihnen", sagte sie. - "Nein", sagte Sir Stephen, "mir, Ren, wünscht, daß Sie vor allem von mir abhängen sollen."

O wußte es genau, warum versuchte sie, falsch zu spielen? In kurzer Zeit, auf jeden Fall vor ihrer Rückkehr nach Roissy, würde sie ein endgültiges Kennzeichen erhalten, das sie nicht davon befreien werde, die Sklavin aller zu sein, sie jedoch unter anderen als seine besondere Sklavin ausweisen werde und neben dem die Spuren der Peitsche oder des Reitstocks auf ihrem Körper, selbst wenn sie dauernd erneuert würden, diskret und flüchtig wirkten. (Aber welches Kennzeichen, worin würde es bestehen, wieso würde es endgültig sein?)

O war schreckensstarr, fasziniert, sie starb vor Neugier, es zu erfahren und zwar sofort. Aber Sir Stephen wollte sich offenbar nicht näher erklären. Und es stimmte, daß sie ja sagen, zustimmen sollte im wahren Sinne des Wortes, denn es würde ihr nichts gewaltsam angetan werden, dem sie nicht vorher zugestimmt hätte sie konnte sich weigern, nichts hielt sie in ihrer Sklaverei, als ihre Liebe und eben ihr Sklaventum.

Was hinderte sie daran, fortzugehen?

Aber eh dieses Kennzeichen ihr aufgeprägt würde, auch eh Sir Stephen zu der Gewohnheit übergehen würde, sie, wie er mit Ren, beschlossen hatte, so zu peitschen, daß die Spuren dauernd sichtbar sein würden, sollte ihr ein Aufschub gewährt werden - soviel Zeit, wie sie brauchte, um Jacquelines Widerstand zu brechen.

Hier hob O verwundert den Kopf und sah Sir Stephen an. Warum? Warum Jacqueline? Und wie hänge Sir Stephens Interesse für Jacqueline mit O zusammen? "Es gibt zwei Gründe", sagte Sir Stephen. "Der erste und weniger wichtige ist der, daß ich sehen möchte, wie Sie eine Frau küssen und berühren."

"Aber wie glauben Sie", rief O, "daß sie sich dazu, wenn überhaupt, in Ihrer Gegenwart bereitfindet?"

"Das ist eine Kleinigkeit", sagte Sir Stephen, "notfalls kann man sie hintergehen, und ich rechne damit, daß Sie noch viel mehr bei ihr erreichen, denn der zweite Grund, warum ich will, daß sie sich Ihnen ergibt, ist der, daß Sie Jacqueline nach Roissy bringen müssen."

O stellte die Kaffeetasse ab, die sie in der Hand hielt, sie zitterte so sehr, daß sie den Rest aus Kaffeesatz und Zucker auf das Tischtuch verschüttete. Wie eine Seherin erblickte sie in dem größer werdenden braunen Fleck unerträgliche Bilder. Jacquelines Eisenaugen vor diesem Diener Pierre, ihre Hüften, die bestimmt ebenso goldfarben waren wie ihre Brüste und die O noch nie gesehen hatte, von ihrem weiten, hochgeschürzten Samtkleid entblößt, auf dem Flaum der Wangen Tränen und der geschminkte Mund aufgerissen und schreiend und das glatte Haar wie geschnittenes Stroh in ihrer Stirn, nein, das war unmöglich, nicht sie. nicht Jacqueline.

"Das ist nicht möglich, das geht nicht", sagte sie. "O doch", erwiderte Sir Stephen. "Wie glauben Sie denn, daß die Mädchen nach Roissy kommen? Sobald Sie sie einmal dorthin gebracht haben, geht das ganze Sie nichts mehr an und außerdem, wenn sie weg will, kann sie ja weg. Kommen sie".

Er war aprupt aufgestanden und hatte das Geld für die Rechnung auf den Tisch gelegt. O folgte ihm zum Wagen, stieg ein, setzte sich. Sie waren kaum im Bois de Boulogne, als er einen Umweg einschlug, um in einer kleinen Seitenallee zu parken und sie in seine Arme nahm.

III. Anne-Marie und die Ringe

O hatte geglaubt, oder, um eine Entschuldigung zu haben, glauben wollen, daß Jacqueline unnahbar sei. Sie wurde eines anderen belehrt, sobald ihr darum zu tun war. Das sittsame Gehabe, das Jacqueline an den Tag legte, wenn sie

die Tür des kleinen Spiegelkabinetts schloß, wo sie ihre Kleider an- und auszog, war nur darauf berechnet, O zu locken, ihr Appetit darauf zu machen, eine Tür aufzubrechen, die sie nicht hätte durchschreiten wollen, wenn sie offen gewesen wäre.

Daß Os Entschluß jedoch von einem fremden Willen bestimmt wurde, nicht das Resultat dieser primitiven Strategie war, ahnte Jacqueline nicht im entferntesten. O machte das zuerst Spaß. Wenn zum Beispiel Jacqueline jetzt, nachdem O ihr beim Frisieren geholfen hatte, ihre Vorführkleider auszog und den hochgeschlossenen Pullover und die Türkiskette anlegte, die so gut zu ihren Augen paßte, empfand O ein seltsames Vergnügen bei dem Gedanken, daß noch am gleichen Abend Sir Stephen von jeder Bewegung Jacquelines erfahren würde, ob sie O erlaubt hatte, die beiden kleinen, weit auseinanderstehenden Brüste unter dem Pullover zu berühren, ob ihre Lider die Wimpern, die heller waren als ihre Haut, auf die Wangen gesenkt hatten, ob sie gestöhnt hatte.

Wenn O sie küßte, wurde sie in ihren Armen ganz schwer, unbeweglich und erwartungsvoll, ließ sich den Mund öffnen und die Haare in den Nacken ziehen. O mußte immer darauf achten, sie an eine Türfüllung zu lehnen oder gegen einen Tisch und sie an den Schultern festzuhalten. Sie wäre sonst zu Boden geglitten, mit geschlossenen Augen, ohne einen Klagelaut.

Sobald O sie losließ, wurde sie wieder zu Rauhreif und Eis, lachend und fremd, sie sagte: "Ihr Lippenstift hat abgefärbt" und wischte sich den Mund ab. An dieser Fremden wollte O Verrat üben, wenn sie so sorgfältig - um nichts zu vergessen und alles berichten u können - das langsame Erröten ihrer Wangen beobachtete, den Salbeigeruch ihres Schweißes einatmete.

Man konnte nicht sagen, daß Jacqueline sich verteidigte oder argwöhnisch war. Wenn sie sich von O küssen ließ - sie hatte bisher die Küsse nur hingenommen, ohne sie zu erwidern - dann gab sie sich ohne Zögern, rückhaltlos, wurde plötzlich ein anderes Wesen, zehn Sekunden lang, fünf Minuten lang. Die übrige Zeit war sie zugleich herausfordernd und ängstlich, unglaublich geschickt im Ausweichen, nie unterlief ihr ein Fehler in dem Bemühen, sich weder mit einer Geste noch mit einem Wort oder auch nur einem Blick eine Blöße zu geben, die es erlaubt hätte, Jacqueline die Siegerin und Jacqueline die Besiegte als eine Person zu sehen, verraten hätte, daß es so leicht war, ihren Mund zu erobern.

Cremetöpfe säubern und ordnen, die Puderdose abwischen, den Frisiertisch abwischen, die gebrauchten Wattebäusche wegwerfen, die Fenster öffnen. Doch Jacqueline kerzengerade, sauber und nach Zitronen und wilden Blumen riechend, untadelig und unberührbar, bedrückte diese Höhle überhaupt nicht. Was sie dagegen bedrückte, was ihr auf die Nerven ging, war ihre Familie. Die Höhle, über die O zu Ren, offen sprach, gab den Anstoß, daß Ren, über O den Vorschlag machte, der ihrer aller Leben ändern sollte, aber die Familie bewirkte, daß Jacqueline diesen Vorschlag annahm. Nämlich daß Jacqueline zu O ziehen solle.

Eine Familie war gelinde ausgedrückt, es war eine Sippe oder vielmehr eine Horde. Großmutter, Tante, Mutter und sogar eine Dienerin, vier Frauen zwischen fünfzig und siebzig Jahren, geschminkt, laut, erstickend unter schwarzen Seiden und Jettschmuck, schluchzend um vier Uhr morgens im Zigarettenqualm vor dem roten Lämpchen der Ikonen, vier Frauen im Klirren der Teegläser und im rauhen Gezisch einer Sprache, die Jacqueline um den Preis ihres halben Lebens hätte vergessen mögen. Es machte Jacqueline verrückt, daß sie ihnen gehorchen mußte, sie anhören, allein schon, daß sie sie überhaupt sehen mußte.

Wenn sie sah, wie ihre Mutter beim Teetrinken ein Zuckerstück zum Mund führte, dann stellte sie ihr eigenes Glas wieder ab, floh in ihren eigenen und staubigen Stall und ließ die drei, die Großmutter, die Mutter, die Schwester ihrer Mutter - alle drei mit schwarzgefärbten Haaren und zusammengewachsenen Brauen, großen, vorwurfsvollen Rehaugen - im Zimmer ihrer Mutter zurück, das auch als Salon diente.

Jacqueline floh, schlug die Türen hinter sich zu, und man rief ihr nach "Choura, Choura, mein Täubchen", wie in den Romanen von Tolstoi, denn sie hieß nicht Jacqueline. Den Namen Jacqueline hatte sie sich für ihren Beruf zugelegt, hatte ihn sich zugelegt, um ihren wirklichen Namen zu vergessen und mit diesem wirklichen Namen die zärtliche Nestwärme des schmierigen Frauengemachs, um sich einen Platz im hellen Licht Frankreichs zu schaffen, in einer soliden Welt, in der es Männer gibt, die einen heiraten und die nicht auf geheimnisvollen Expeditionen verschwinden wie ihr Vater, den sie nie gekannt hatte, der baltische Seemann, der im Polareis verschollen war.

Ihm allein war sie ähnlich, sagte sie sich voll Zorn und Entzücken, von ihm hatte sie das Haar und die Wangenknochen und die getönte Haut und die schräggeschnittenen Augen Sie war ihrer Mutter einzig dafür dankbar, daß sie ihr diesen blonden Teufel zum Vater gegeben hatte, der in den

Schoß des Schnees zurückgekehrt war wie andere Menschen in den Schoß der Erde. Aber sie zürnte ihr, weil sie ihn so gründlich hatte vergessen können, daß eines Tages ein kleines, dunkles Mädchen, das Kind einer kurzen Liaison, geboren wurde, eine Halbschwester, Vater unbekannt, die Natalie hieß und jetzt fünfzehn Jahre alt war. Man bekam Natalie nur in den Ferien zu Gesicht. Ihren Vater niemals.

Aber er bezahlte für Natalie das Pensionsgeld in einem Internat bei Paris und für Natalies Mutter eine Rente, von der die drei Frauen und die Dienerin - und sogar Jacqueline bis dato - bescheiden lebten, in einem Müßiggang, der für sie das Paradies war. Was Jacqueline in ihrem Beruf als Mannequin verdiente, oder als Modell, wie man nach amerikanischem Stil sagte, und was sie nicht für Schminken oder Wäsche ausgab oder für Schuhe aus ersten Häusern oder Kleider aus ersten Häusern - Käufe zu Vorzugspreisen, die jedoch immer noch sehr hoch waren - floß in die Familienkasse und verschwand auf unerklärliche Weise. Sicher, Jacqueline hätte sich aushalten lassen können, an Gelegenheit dazu hätte es ihr nicht gefehlt.

Sie hatte sich einen oder zwei Liebhaber zugelegt, weniger weil sie ihr gefielen - sie mißfielen ihr nicht - als um sich zu beweisen, daß sie imstande war, Begehren und Liebe zu wecken. Der eine der beiden, der zweite, der reich war, hatte ihr eine sehr schöne, rosig getönte Perle geschenkt, die sie an der linken Hand trug, aber sie hatte sich geweigert, bei ihm zu wohnen und da er sich weigerte, sie zu heiraten, hatte sie ihn ohne großes Bedauern verlassen, erleichtert darüber, daß sie nicht schwanger war (sie hatte es befürchtet und ein paar Tage lang in Entsetzen gelebt). Mit diesem Geliebten zusammenzuwohnen, hieß, das Gesicht zu verlieren, die Chance auf eine Zukunft zu verlieren, es wäre das, was ihre Mutter mit Natalies Vater gemacht hatte, es war unmöglich.

Aber mit O war alles anders. Eine höfliche Fiktion erlaubte die Auslegung, Jacqueline installierte sich einfach bei einer Freundin, machte Halbpart mit ihr. O erfüllte einen doppelten Zweck, sie spielte für Jacqueline die Rolle des Geliebten, der das Mädchen unterhält, das er liebt, oder zu ihrem Unterhalt beiträgt, und die im Prinzip entgegengesetzte Rolle einer moralischen Bürgschaft. Ren,s Anwesenheit war nicht so offiziell, daß sie die Fiktion ernstlich gefährdet hätte. Doch wer konnte sagen, ob der Grund, warum Jacqueline das Angebot angenommen hatte, nicht eben diese Abwesenheit Ren,s war? Sicher war jedenfalls, daß es Os und ausschließlich Os Sache war, bei Jacquelines Mutter vorzusprechen.

Niemals hatte O sich so entschieden als Verräterin, als Spionin gefühlt, als Abgesandte einer verbrecherischen Organisation, als vor dieser Frau, die ihr für ihre Freundlichkeit gegenüber der Tochter dankte. Zugleich verleugnete sie im Grund ihres Herzens ihren Auftrag und den Grund ihres Kommens. Ja, Jacqueline würde zu ihr ziehen, aber nie, niemals würde O ihren Gehorsam gegenüber Sir Stephen so weit treiben können, daß sie Jacqueline ins Verderben zöge.

Und doch ... Denn Jacqueline hatte sich kaum bei O installieren und zwar - auf Ren,s Verlangen - in dem Zimmer, das Ren, zuweilen scheinbar bewohnte (scheinbar, da er immer in Os großem Bett schlief), als O sich wider alle Erwartung von dem heftigen Begehren überrascht fand, Jacqueline zu besitzen, koste es, was es wolle, und wenn sie, um ihr Ziel zu erreichen, Jacqueline ausliefern müßte.

Schließlich, sagte sie sich, war Jacquelines Schönheit ihr bester Schutz, was habe ich mich einzumischen, und wenn man sie soweit bringen sollte, wie man mich gebracht hat, ist das ein so großes Unglück? Und sie gestand sich selbst nicht ein, obgleich der Gedanke daran sie berauschte, wie köstlich es sein würde, Jacqueline nackt und wehrlos vor sich zu sehen.

Während der Woche von Jacquelines Einzug, nachdem ihre Mutter in alles eingewilligt hatte, zeigte Ren, sich höchst aufmerksam, er lud die jungen Mädchen jeden zweiten Tag zum Abendessen ein, führte sie in Filme, die er eigens auswählte, sonderbarerweise lauter Kriminalfilme, die von Rauschgifthandel oder Menschenschmuggel handelten. Er setzte sich zwischen die beiden, nahm jede sanft bei der Hand und sprach kein Wort. Aber O sah, wie er bei jeder Gewaltszene auf eine Regung in Jacquelines Zügen lauerte. Es zeigte sich darin nur ein leichter Ekel, der die Mundwinkel nach unten zog. Danach brachte er sie nach Hause und im offenen Wagen mit den herabgelassenen Scheiben peitschten der Nachtwind und die Geschwindigkeit Jacquelines helles und buschiges Haar über die harten Wangen, die kleine Stirn und bis in ihre Augen. Sie schüttelte den Kopf, um sie zurückzuwerfen, fuhr mit der Hand hindurch, wie ein Junge.

Sobald sie sich an die Tatsache gewöhnt hatte, daß sie bei O wohnte und daß O die Geliebte Ren,s war, schien Jacqueline Ren,s Vertraulichkeiten als natürliche Begleiterscheinungen zu werten. Sie ließ es ohne weiteres zu, daß Ren, in ihr Zimmer kam, unter dem Vorwand, er habe irgendein Dokument dort vergessen, was nicht wahr war, O

wußte es, sie hatte selbst die Schubladen des großen holländischen Schreibschranks mit der Intarsienarbeit und der lederbezogenen Schreibplatte, der so wenig zu Ren, paßte, geleert.

Warum hatte er diesen Schrank? Von wem? Seine schwere Eleganz, die hellen Hölzer waren der einzige Luxus in diesem ein wenig düsteren Nordzimmer, das auf den Hof hinausging und dessen stahlgraue Wände und kalter, wohlgewachster Fußboden einen solchen Kontrast bildeten zu den fröhlichen Zimmern der Quaiseite.

Das war ausgezeichnet, Jacqueline würde es dort nicht gefallen. Sie würde um so eher einverstanden sein, mit O die beiden Vorderzimmer zu teilen, bei O zu schlafen, wie sie vom ersten Tag an einverstanden war, Badezimmer und Küche, die Schminken, die Parfums und die Mahlzeiten mit ihr zu teilen. Worin O sich täuschte. Jacqueline hing leidenschaftlich an Dingen, die ihr gehörten - an ihrer rosa Perle zum Beispiel - war aber absolut gleichgültig gegen alles, was ihr nicht gehörte.

Sie hätte ein Palais bewohnen können, es wäre ihr gleichgültig geblieben, bis man ihr gesagt hätte: das Palais gehört Ihnen, und es ihr durch notarielle Bestätigung bewiesen hätte. Ob das graue Zimmer ansprechend war oder nicht, ließ sie völlig kalt, und wenn sie doch in Os Bett schlief, so nicht, um dieses Zimmer zu meiden. Eher um O eine Dankbarkeit zu beweisen, die sie nicht empfand - die dafür O ihr entgegenbrachte - und aus der sie doch mit Freuden Kapital schlug, wie sie glaubte.

Jacqueline liebte die Wollust und fand es angenehm und praktisch, sie von einer Frau zu empfangen, bei der sie nichts riskierte.

Am fünften Tag nach ihrem Einzug, als Ren, die beiden zum dritten Mal gegen zehn Uhr nach einem gemeinsamen Abendessen nach Hause gebracht hatte und wieder weggefahren war - denn wie die beiden ersten Male fuhr er wieder weg - erschien sie einfach, nackt und noch feucht von ihrem Bad, in der Tür zu Os Zimmer, sagte zu O: "Er kommt nicht zurück, sind Sie sicher?" und ohne die Antwort abzuwarten schlüpfte sie in das große Bett. Sie ließ sich mit geschlossenen Augen küssen und liebkosen, erwiderte keine einzige Liebkosung, stöhnte zuerst ein bischen, dann stärker, dann noch stärker und schrie endlich laut.

Sie schlief unter dem vollen Licht der rosa Lampe ein, quer über dem Bett liegend mit gestreckten und gespreizten Knien, den Oberkörper leicht zur Seite gedreht, die Hände

geöffnet. Man sah den Schweiß zwischen ihren Brüsten glänzen. O deckte sie zu, löschte die Lampe. Als sie sie zwei Stunden später im Dunkeln nahm, ließ Jacqueline es geschehen, murmelte nur: "Ermüde mich nicht zu sehr, ich muß morgen früh aufstehen."

Um diese Zeit nahm Jacqueline neben ihrer saisonbedingten Arbeit als Mannequin ein nicht minder unregelmäßiges, aber anspruchsvolleres Metier auf: sie bekam ein Engagement für kleine Filmrollen. Es war schwer zu sagen, ob sie stolz darauf war oder nicht, ob sie darin den Anfang einer Laufbahn sah, von der sie sich Ruhm erhoffte.

Sie riß sich morgens mit mehr Wut als Schwung aus dem Bett, duschte und schminkte sich hastig, nahm nur die große Tasse Kaffee zu sich, die O ihr gerade noch bereiten konnte und ließ sich mechanisch lächelnd und wütend starrend die Fingerspitzen küssen. O war süß und lau in ihrem weißen Morgenrock aus Vicunawolle, mit gebürstetem Haar und gewaschenem Gesicht, dem Aussehen eines Menschen, der sich gleich nochmals Schlafen legt.

Aber das tat sie nicht. O hatte noch nicht gewagt, Jacqueline den Grund dafür zu erklären. An den Tagen, an denen Jacqueline in das Studio nach Boulogne ging, um die Zeit, zu der die Kinder zur Schule gehen und die kleinen Angestellten in ihre Büros, zog auch O, die früher tatsächlich fast den ganzen Vormittag zu Hause geblieben war, sich an: "Ich schicke Ihnen meinen Wagen", hatte Sir Stephen gesagt, "er wird Jacqueline nach Boulogne bringen und danach Sie abholen."

O begab sich also jeden Morgen zu Sir Stephen, wenn die Sonne in den Straßen erst die Ostseite der Häuser traf; die anderen Mauern waren kühl, aber in den Gärten wurden die Schatten unter den Bäumen kürzer. In der Rue de Poitiers war der Haushalt noch nicht in Schwung. Norah, die Mulattin, führte O in das Zimmer, wo Sir Stephen sie am ersten Abend allein hatte schlafen und weinen lassen, wartete, bis O ihre Handschuhe, die Tasche und die Kleider auf dem Bett abgelegt hatte, nahm alles und verwahrte es vor O in einem Wandschrank, dessen Schlüssel sie an sich nahm, dann gab sie O hochhackige Lackpantöffelchen, die beim Gehen klapperten und ging ihr voraus, öffnete ihr die Türen, führte sie vor Sir Stephens Büro, trat zurück und ließ sie hineingehen.

O gewöhnte sich niemals an diese Vorbereitungen und sich vor dieser geduldigen Frau auszuziehen, die nie zu ihr sprach und sie kaum ansah, erschien ihr genauso gräßlich, wie nackt vor den Blicken der Diener in Roissy zu stehen.

Auf Filzpantoffeln, wie eine Nonne, glitt die Mulattin geräuschlos dahin. Während sie ihr folgte, vermochte O den Blick nicht von den beiden Zipfeln ihres Kopftuchs zu wenden und von der braunen, mageren Hand, die sich, sooft sie eine Tür öffnete, um den Porzellanknauf legte und hart zu sein schien wie altes Holz. Zugleich empfand O dank eines, dem Schrecken genau entgegengesetzten Gefühls, das die Alte ihr einflößte - O konnte sich diesen Widerspruch nie erklären - eine Art Stolz, weil diese Dienerin Sir Stephens (Was war sie für Sir Stephen und warum betraute er sie mit dieser Rolle der Kupplerin, für die sie so gar nicht geschaffen schien?) sah, daß auch sie, O, - wie vielleicht so manche andere, die genau so von der Alten zu ihm geführt wurden, wer weiß - würdig war, Sir Stephen zu dienen.

Denn Sir Stephen liebte sie vielleicht, liebte sie ohne Zweifel, und O fühlte, daß der Augenblick nicht mehr fern war, wo er es ihr nicht mehr zu verstehen geben, sondern es ihr sagen würde doch im gleichen Maß, in dem seine Liebe zu ihr oder sein Verlangen nach ihr wuchsen, stellte er auch immer größere Forderungen an ihre Geduld, ihre Ausdauer, ihre Genauigkeit. Er behielt sie ganze Vormittage lang bei sich, berührte sie manchmal kaum, verlangte nur, daß sie ihn mit dem Mund berührte und sie tat alles, worum er sie bat mit einer Dankbarkeit, die um so größer war, je mehr die Bitte die Form eines Befehls annahm.

Jede Hingabe war ihr die Garantie dafür, daß man eine noch weitergehende Hingabe von ihr fordern werde, sie entledigte sich ihrer wie einer Schuld; seltsam, daß es sie überglücklich machte, aber das war sie.

Sir Stephens Büro lag über dem gelb und grauen Salon, wo er sich des Abends aufhielt und war kleiner und niedriger. Es stand weder Sofa noch Liege darin, nur zwei mit geblümtem Gobelin bezogene R,gence-Sessel. Dorthin setzte O sich manchmal, doch meist wollte Sir Stephen sie ganz in der Nähe haben, in Reichweite, und auch während er sich nicht mit ihr beschäftigte, mußte sie zu seiner Linken auf dem Schreibtisch sitzen.

Der Schreibtisch stand senkrecht zur Wand. O konnte sich an die Regale lehnen, die Wörterbücher und gebundene Adreßbücher enthielten. Das Telephon stand neben ihrem linken Schenkel und sie fuhr zusammen, sooft es klingelte. Sie nahm den Hörer ab, meldete sich, sagte: "Wer spricht, bitte?" wiederholte den Namen mit lauter Stimme, gab das Gespräch entweder an Sir Stephen weiter oder sagte, er sei

nicht zu sprechen, je nach dem Zeichen, das er ihr machte.

Wenn er einen Besucher empfangen mußte, meldete die alte Norah ihn an, Sir Stephen ließ bitten, zu warten, inzwischen führte Norah O wieder in das Zimmer, wo sie sich ausgezogen hatte und wo Norah sie wieder abholte, wenn der Besucher fort war und Sir Stephen klingelte.

Da Norah allmorgendlich mehrmals das Arbeitszimmer betrat und verließ, sei es, um Sir Stephen Kaffee zu bringen oder die Post, sei es, um die Jalousien hochzuziehen oder herunterzulassen oder die Aschenbecher zu leeren, und da sie allein die Erlaubnis hatte, das Zimmer zu betreten, aber auch den Befehl, niemals anzuklopfen, passierte es, daß O einmal gerade über dem Schreibtisch lag, Kopf und Arme auf den Lederbelag gestützt, Kruppe hochgereckt, als Norah eintrat.

Sie hob den Kopf. Hätte Norah sie, wie sonst, nicht angesehen, so hätte O nicht weiter darauf geachtet. Doch dieses Mal war es klar, daß Norah Os Blick begegnen wollte. Die glänzenden, harten schwarzen Augen, von denen man nicht wußte, ob sie gleichgültig waren oder nicht, das zerfurchte und unbewegliche Gesicht, machten O so befangen, daß sie zu einer Bewegung ansetzte, um sich Sir Stephen zu entziehen.

Er begriff, preßte ihre Taille mit einer Hand fest auf den Tisch, so daß sie nicht entschlüpfen konnte, öffnete sie mit der anderen. Sie, die sich ihm sonst stets willig darbot, wurde unwillkürlich verkrampft und eng und Sir Stephen mußte Gewalt anwenden. Selbst als er in sie geglitten war spürte sie noch, daß der Muskelring sich fest um ihn schloß und er Mühe hatte, ganz in sie einzudringen.

Er zog sich erst aus ihr zurück, nachdem der Weg bequem geöffnet war. Dann, kurz eh er sie wieder nahm, sagte er zu Norah, sie könne warten und O zum Ankleiden führen, wenn er mit ihr fertig sei.

Doch bevor er sie wegschickte, küßte er O zärtlich auf den Mund. Und dieser Kuß gab ihr den Mut, ihm ein paar Tage später zu sagen, daß sie sich vor Norah fürchte.

"Das hoffe ich sehr", sagte er. "Und wenn Sie - Ihr Einverständnis vorausgesetzt - bald mein Zeichen und meine Eisen tragen werden, dann werden Sie noch weit mehr Grund für diese Furcht haben. "Warum?" sagte O und welches Zeichen und welche Eisen? - Ich trage bereits diesen Ring ..."

"Das besorgt Anne-Marie, der ich versprach, daß ich Sie ihr zeigen würde. Wir werden nach Tisch zu ihr fahren. Ist es Ihnen recht? Ich bin mit ihr befreundet und Sie wissen, daß ich Sie bisher mit keinem meiner Freunde bekanntgemacht habe. Wenn Sie aus ihren Händen kommen, werde ich Ihnen gute Gründe geben, vor Norah Angst zu haben."

O wagte nicht, weiterzufragen. Diese Anne-Marie, die man ihr androhte, beunruhigte sie noch mehr als Norah. Von ihr hatte Sir Stephen bereits bei jenem Mittagessen in Saint-Cloud gesprochen. Und es stimmte, daß O mit keinem der Freunde, keinem der Bekannten Sir Stephens zusammengekommen war.

Sie lebte im Grunde in Paris, in ihr Geheimnis eingesperrt, wie man in ein Bordell eingesperrt ist; den einzigen Menschen, denen ihr Geheimnis ausgeliefert war, Ren, und Sir Stephen, war zugleich auch ihr Körper ausgeliefert. Sie dachte, daß der Ausdruck, offen sein, will heißen, sich ohne Rückhalt jemandem anvertrauen, für sie nur einen einzigen und zwar buchstäblichen Sinn hatte, einen physischen und absoluten Sinn, denn an ihrem Körper war tatsächlich alles offen, was sich öffnen ließ.

Es schien überdies, daß darin ihr Daseinszweck lag, Sir Stephen war sich darin mit Ren, einig, denn wenn er von seinen Freunden sprach, wie er es in Saint-Cloud getan hatte, so nur um ihr zu sagen, daß sie allen, mit denen er sie bekanntmachen würde, selbstverständlich zur Verfügung stehen müsse, wenn sie das wünschten.

Unter Anne-Marie und dem, was Anne-Marie mit ihr tun sollte, konnte O sich nichts vorstellen, selbst ihr Erlebnis in Roissy half ihrer Phantasie nicht auf die Sprünge. Sir Stephen hatte auch gesagt, er wolle sehen, wie sie eine Frau berühre, ging es darum? (Aber er hatte ausdrücklich gesagt, daß es sich um Jacqueline handle ...) Nein, darum ging es nicht. "Sie ihr zeigen", hatte er gesagt. Genau. Aber als sie Anne-Marie verließ, wußte O so wenig wie zuvor.

Anne-Marie wohnte in der Nähe des Observatoriums, in einer Wohnung neben einer Art großem Atelier im obersten Stockwerk eines neuen Wohngebäudes hoch über den Baumwipfeln. Sie war eine schlanke Frau in Sir Stephens Alter, das schwarze Haar mit grauen Locken durchsetzt. Die Augen von einem so tiefen Blau, daß sie schwarz wirkten.

Sie bot Sir Stephen und O zu trinken an, einen sehr schwarzen Kaffee in winzigen Täßchen, kochendheiß und bitter, der O guttat. Als sie ausgetrunken hatte und von

ihrem Sessel aufgestanden war, um ihre leere Tasse auf einem Tischchen abzustellen, ergriff Anne-Marie ihr Handgelenk und sagte, zu Sir Stephen gewandt:

"Sie erlauben?"

"Bitte", sagte Sir Stephen. Anne-Marie, die bisher kein Wort und kein Lächeln an O gerichtet hatte, auch nicht zur Begrüßung, auch nicht, als Sir Stephen ihr O vorstellte, sagte jetzt mit einem so zärtlichen Lächeln, als machte sie ihr ein Geschenk: "Komm her, laß deinen Schoß sehen, Kleine, und deinen Popo. Aber zieh dich ganz aus, das ist besser."

Während O gehorchte, zündete sie sich eine Zigarette an. Sir Stephen hatte den Blick von O gewendet. Die beiden ließen sie vielleicht fünf Minuten dastehen. Es war kein Spiegel im Zimmer, aber O konnte ihr eigenes Bild undeutlich im schwarzen Lack eines Wandschirms sehen, "Zieh auch die Strümpfe aus", sagte Anne-Marie plötzlich. "Weißt du", fuhr sie fort, "du darfst keine Strumpfbänder tragen, du wirst dir die Beine verderben". Und sie zeigte O mit den Fingerspitzen die leichten Druckstellen über dem Knie, dort, wo O ihre Strümpfe flach um das breite Gummiband rollte. "Wer hat gesagt, daß du das tun sollst?"

Eh O antworten konnte sagte Sir Stephen: "Der Junge, der sie mir gegeben hat, Sie kennen ihn, Ren,." Und dann. "Aber er wird bestimmt Ihren Rat befolgen". "Schön", sagte Anne-Marie. "Ich werde dir sehr lange dunkle Strümpfe geben lassen, O, und einen Strumpfgürtel, aber einen mit Stäbchen, der die Taille betont."

Nachdem Anne-Marie geläutet und ein blondes junges Mädchen sehr dünne, schwarze Strümpfe gebracht hatte und ein Taillenmieder aus schwarzem Nylontaft mit eng aneinanderlegenden, über Leib und Hüften nach innen gebogenen breiten Fischbeinstäbchen versteift, zog O, noch immer stehend und auf einem Bein balancierend, die Strümpfe an, die bis hoch über die Schenkel reichten.

Das blonde junge Mädchen legte ihr das Taillenmieder an, das sich mittels einer seitlichen Häkchenleiste im Rücken schließen und öffnen ließ. Ebenfalls im Rücken konnte man eine breite Verschnürung, wie bei den Miedern in Roissy, nach Belieben enger oder weiter machen. O hakte ihre Strümpfe vorn und an den Seiten an den vier Strumpfhaltern fest, dann machte das junge Mädchen sich daran, sie so eng wie möglich zu schnüren. O spürte, wie ihre Taille und ihr Leib von den Fischbeinstangen zusammengepreßt wurden, die vom bis zum Schamhügel reichten, den sie freiließen, genau

wie die Hüften.

Hinten war das Mieder kürzer, es ließ die Kruppe völlig frei. "Sie wird viel besser sein", wandte Anne-Marie sich an Sir Stephen, "wenn ihre Taille ganz schmal geworden ist; und wenn Sie einmal nicht Zeit haben, sie sich ausziehen zu lassen, so werden Sie sehen, daß das Taillenmieder nicht stört. Komm jetzt her, O."

Das junge Mädchen ging hinaus, O trat zu Anne-Marie, die auf einem Sessel saß, einem niedrigen Polstersessel mit kirschrotem Samtbezug. Anne-Marie strich ihr leicht mit der Hand über den Popo, legte sie dann rücklings über einen zu dem Sessel passenden Hocker, hob ihre Beine an und öffnete sie, befahl ihr dann, sich nicht zu rühren und ergriff die beiden Lippen. So lüpft man auf dem Markt, dachte O, die Kiemen der Fische, die Nüstern der Pferde. Sie erinnerte sich auch, wie der Diener Pierre an dem ersten Abend in Roissy, nachdem er sie angekettet hatte, genauso verfahren war.

Aber was tat das, sie gehörte nicht mehr sich selbst, und am allerwenigsten gehörte ihr sicherlich diese Hälfte ihres Körpers, die sich so gefügig und gewissermaßen losgelöst von der übrigen Person verwenden ließ.

Warum überraschte dieser Gedanke sie nicht, sondern setzte sich von Mal zu Mal tiefer in ihr fest und löste in ihr unweigerlich jene lähmende Verwirrung aus, die sie weit weniger dem auslieferte, in dessen Händen sie sich befand, als vielmehr dem, der sie fremden Händen überlassen hatte; sie in Roissy Ren, auslieferte, während andere von ihr Besitz ergriffen, und sie hier wem ausliefern würde? Ren, oder Sir Stephen? Ah! sie wußte es nicht mehr.

Weil sie es nicht mehr wissen wollte, denn sie gehörte Sir Stephen, seit ... seit wann? Anne-Marie hieß sie aufstehen und sich wieder ankleiden. "Sie können sie mir bringen, wann immer Sie wollen, sagte sie zu Sir Stephen, ich werde ab übermorgen in Samois sein (Samois ... O hatte erwartet: Roissy, aber nein, es handelte sich nicht um Roissy, worum handelte es sich dann?).

Es wird sich sehr gut machen lassen." (Was würde sich sehr gut machen lassen?) "In zehn Tagen, wenn es Ihnen recht ist", erwiderte Sir Stephen, "Anfang Juli".

Im Wagen, der O nach Hause brachte - Sir Stephen war bei Anne-Marie geblieben - erinnerte sie sich an die Statue, die sie als Kind im Luxembourg-Garten gesehen hatte: eine Frau, deren geschnürte Taille zwischen den schweren Brü-

sten und den fülligen Hüften so schmal wirkte - sie stand vorgebeugt, um sich in einer Quelle zu spiegeln, die, ebenfalls sorgfältig in Marmor gemeißelt, zu ihren Füßen lag - daß man fürchtete, der Marmor könne brechen.

Wenn Sir Stephen es wünschte ... Zu Jacqueline konnte man einfach sagen, es handele sich um eine Laune Ren,s. Womit O wieder bei einer Sorge angelangt war, die sie immer wieder von sich weisen wollte und die ihr dennoch zu ihrem eigenen Erstaunen nicht übermäßig auf der Seele brannte: Warum bemühte Ren, sich seit Jacquelines Anwesenheit, sie einerseits mit Jacqueline allein zu lassen, was verständlich war, und andererseits selber nicht mehr mit O allein zu bleiben?

Der Juli war nahe, er würde verreisen, würde sie nicht bei dieser Anne-Marie besuchen, wohin Sir Stephen sie schicken würde. Müßte sie sich also damit abfinden, daß sie ihn nur noch abends wiedersehen wollte, wenn er Lust hatte, Jacqueline und sie einzuladen, oder - und sie wußte nicht, welcher Gedanke bestürzender war (denn zwischen ihnen bestand nur diese von Grund auf verfälschte Beziehung, verfälscht, weil sie so eingeschränkt war) - oder vielleicht am Vormittag, wenn sie bei Sir Stephen war und Norah ihn hereinführen würde, nachdem sie ihn angemeldet hatte?

Sir Stephen empfing ihn immer, immer küßte Ren, O, streichelte die Spitzen ihrer Brüste, machte mit Sir Stephen Pläne für den nächsten Tag, in denen von ihr nicht die Rede war, und ging wieder. Hatte er sie so völlig an Sir Stephen abgetreten, daß er sie nicht mehr liebte? Was würde geschehen, wenn er sie nicht mehr liebte?

O war so sehr von Panik erfaßt, daß sie automatisch am Kai vor ihrem Haus ausstieg, anstatt den Wagen zu behalten, und sich daher nach einem Taxi umsehen mußte. Auf dem Quai de Bethune findet man wenig Taxis. O lief bis zum Boulevard Saint-Gerrnain und mußte noch eine Weile warten. Sie war in Schweiß gebadet, weil das Mieder ihr den Atem nahm, als endlich ein Taxi an der Ecke der Rue du Cardinal-Lemoine hielt.

Sie winkte es herbei, gab die Adresse von Ren,s Büro an und stieg dort die Treppe hinauf, ohne zu wissen, ob Ren, da war, und wenn ja, ob er sie empfangen würde, sie war noch nie in seinem Büro gewesen.

Sie war nicht überrascht, weder von dem großen Gebäude in einer Seitenstraße der Champs-Elysees, nicht von den amerikanisch eingerichteten Büros, aber die Haltung Ren,s,

der sie unverzüglich hereinbitten ließ, brachte sie aus der Fassung. Nicht, daß er ärgerlich gewesen wäre oder ihr Vorwürfe gemacht hätte. Vorwürfe wären ihr lieber gewesen, denn schließlich hatte er ihr nicht erlaubt, ihn hier zu stören und vielleicht störte sie ihn sehr.

Er schickte seine Sekretärin hinaus, bat sie, niemanden anzumelden und keine Telefongespräche durchzugehen.

Dann fragte er O, was passiert sei. "lch habe Angst gehabt, daß du mich nicht mehr liebst", sagte O. Er lachte. "Ganz plötzlich, nur so?" "Ja, im Wagen, auf der Rückfahrt von..." - "Auf der Rückfahrt von wem?"

O schwieg.

Ren, lachte wieder. "Aber ich weiß doch, du Dummes. Von Anne-Marie. Du gehst in zehn Tagen nach Samois. Sir Stephen hat es mir gerade am Telefon gesagt."

Ren, saß auf dem einzigen bequemen Sessel des Büros, vor dem Schreibtisch und O hatte sich in seine Arme gepreßt. "Was sie mit mir machen, ist mir gleichgültig, flüsterte sie, aber sag mir, ob du mich noch liebst."

"Mein Herz, ich liebe dich sagte Ren,, aber ich will, daß du mir gehorchst, und du gehorchst mir sehr schlecht. Hast du Jacqueline gesagt, daß du Sir Stephen gehörst, hast du ihr von Roissy erzählt?" O schüttelte den Kopf. Jacqueline ließ sich ihre Liebkosungen gefallen, aber sobald sie erfahren würde, daß O ... Ren, ließ sie nicht zu Ende sprechen, er hob sie auf, lehnte sie gegen den Sessel, aus dem er aufgestanden war und schlug ihren Rock hoch. "Ah! das Mieder", sagte er. "Du wirst wirklich viel angenehmer sein, wenn deine Taille sehr schmal geworden ist."

Dann nahm er sie. O, die schon gezweifelt hatte, ob er sie überhaupt noch begehrte - das letzte Mal lag schon so lange zurück - sah darin einen Beweis seiner Liebe.

"Es ist dumm von dir, sagte er danach zu ihr, daß du nicht mit Jacqueline sprechen willst. Wir brauchen sie in Roissy, es wäre viel einfacher, wenn du sie mitbringen würdest. Außerdem, wenn du von Anne-Marie kommen wirst, kannst du deine wahre Situation nicht mehr vor ihr verbergen."

O fragte warum.

"Das wirst du schon sehen", erwiderte Ren,. "Du hast noch fünf Tage Zeit, nur noch fünf Tage, denn Sir Stephen be-

absichtigt, fünf Tage, eh du zu Anne-Marie geschickt wirst, dich wieder täglich auszupeitschen, die Spuren werden zweifellos zu sehen sein. Wie willst du das Jacqueline erklären?"

O antwortete nicht. Ren, wußte ja nicht, daß Jacqueline an O nur die Leidenschaft interessierte, die O ihr bezeugte, daß sie sie niemals ansah. Und wenn sie mit Peitschenwunden bedeckt wäre, wurde es genügen, daß sie sich nie vor Jacqueline badete und immer ein Nachthemd anzog. Jacqueline würde nichts sehen. Sie hatte nicht bemerkt, daß O keinen Slip trug, sie bemerkte überhaupt nichts: O interessierte sie nicht.

"Hör zu", fuhr Ren, fort, "eines wenigstens wirst du ihr auf jeden Fall sagen und zwar sofort: daß ich in sie verliebt bin". "Und stimmt das?" sagte O. "Ich will sie haben", sagte Rene, "und weil du nichts tun kannst oder nichts tun willst, werde ich alles nötige tun". Nach Roissy würde sie nie gehen, sagte O. "Nein?" sagte Ren,. "Na schön, dann wird man sie dazu zwingen."

Am Abend, nach Einfall der Dunkelheit, als Jacqueline schon im Bett lag und O die Decke zurückgeschlagen hatte, um sie im Lampenlicht anzuschauen, nachdem sie ihr gesagt hatte, und zwar sogleich, "Ren, ist in dich verliebt", wiederholte sie sich Ren,s letzte Worte, und der Gedanke, diesen zarten und schmalen Körper unter der Peitsche zu sehen, diesen engen Schoß gespreizt, den reinen Mund schreiend geöffnet und den Flaum dieser Wangen von Tränen verklebt, dieser Gedanke, der noch vor einem Monat solches Grauen in ihr erweckt hatte, machte sie jetzt glücklich.

Nachdem Jacqueline abgereist war und sicherlich erst Anfang August, nach Beendigung der Dreharbeiten an dem Film, bei dem sie mitwirkte, zurückkommen würde, hielt O nichts mehr in Paris. Der Juli war nah, in allen Gärten standen die scharlachroten Geranien in voller Blüte, alle Markisen an den Südseiten waren heruntergelassen, Ren, seufzte, daß er nach Schottland fahren müsse. O hoffte einen Augenblick lang, daß er sie mitnehmen werde.

Doch er nahm sie niemals zu seiner Familie mit und außerdem wußte sie, daß er sie Sir Stephen überlassen wurde, falls dieser den Wunsch äußerte. Sir Stephen ließ wissen, daß er sie am Tag von Ren,s Abflug nach London abholen werde. Sie hatte Urlaub.

"Wir fahren zu Anne-Marie, sagte er, sie erwartet Sie. Nehmen Sie keinen Koffer mit, Sie brauchen nichts." Es war nicht die Wohnung beim Observatorium, wo O Anne-Marie zum

ersten Mal gesehen hatte, sondern ein niedriges Haus hinter einem großen Garten, am Saum des Waldes von Fontainebleau. O trug seit damals das fischbeinversteifte Taillenmieder, das Anne-Marie so unerläßlich erschienen war: sie schnürte es jeden Tag enger, man konnte ihre Taille jetzt beinah mit den Händen umspannen, Anne-Marie würde zufrieden sein.

Als sie ankamen, war es zwei Uhr mittags, das Haus schlief und der Hund bellte leis, als die Glocke anschlug: ein großer flandrischer Schäferhund mit struppigem Fell, der Os Knie unter ihrem Kleid beschnüffelte. Anne-Marie saß unter einer Rotbuche am Ende des Rasens, der in einer Ecke des Gartens unter den Fenstern ihres Zimmers lag. Sie stand nicht auf. "Hier ist O, sagte Sir Stephen, Sie wissen, was Sie mit ihr machen sollen, wann wird es soweit sein?"

Anne-Marie sah O an. "Sie haben ihr noch nichts gesagt? Gut, ich werde sofort anfangen. Wir müssen dann wohl mit zehn Tagen rechnen. Ich nehme an, Sie wollen die Ringe und die Buchstaben selbst anbringen?

Kommen Sie in vierzehn Tagen wieder. Danach wird nach weiteren vierzehn Tagen sicherlich alles fertig sein." O wollte sprechen, eine Frage stellen. "Einen Augenblick, O", sagte Anne-Marie, "geh hier in dieses Zimmer, zieh dich aus, behalte nur die Sandaletten an und komm wieder her."

Das Zimmer war leer, ein großes, weißes Zimmer mit violetten Gardinen aus Jouy-Leinen. O legte Tasche, Handschuhe und Kleider auf einen kleinen Stuhl neben der Tür eines Wandschranks. Es gab keinen Spiegel. Sie ging langsam hinaus, die Sonne blendete sie, eh sie den Schatten der Buche erreichte. Sir Stephen stand noch immer vor Anne-Marie, der Hund lag zu ihren Füßen. Anne-Maries schwarz-graues Haar glänzte wie geölt, ihre blauen Augen wirkten schwarz. Sie trug ein weißes Kleid, einen Lackgürtel um die Taille und Lacksandaletten an den nackten Füßen, die Zehen waren in der gleichen Farbe lackiert wie ihre Fingernägel.

"O" , sagte sie, "knie vor Sir Stephen hin."

O kniete sich hin, die Hände hinter dem Rücken gekreuzt, die Spitzen ihrer Brüste bebten. Der Hund machte Miene, sich auf sie zu stürzen. "Platz, Türk", sagte Anne-Marie. "Willst du, O, die Ringe und die Buchstaben tragen, mit denen du nach Sir Stephens Wunsch gezeichnet werden sollst, ohne daß du weißt, wie sie an dir angebracht wer-

den?" - "Ja", sagte O. - "Ich bringe Sir Stephen hinaus, bleib hier."

Sir Stephen beugte sich nieder und faßte Os Brüste, während Anne-Marie aus ihrem Liegestuhl aufstand. Er küßte O auf den Mund und flüsterte: "Gehörst du mir, O, gehörst du wirklich mir!", dann verließ er sie und folgte Anne-Marie. Das Tor fiel zu, Anne-Marie kam zurück. O kauerte auf den Fersen und hatte die Arme auf die Knie gelegt, wie eine ägyptische Statue.

Im Hause wohnten noch drei Mädchen, jede in einem Zimmer des ersten Stockwerks; O bekam ein kleines Zimmer im Erdgeschoß neben dem Anne-Maries. Anne-Marie rief sie alle in den Garten herunter. Alle drei waren nackt, wie O.

In diesem Frauenhaus, das durch die hohen Parkmauern und die geschlossenen Läden der Fenster, die auf ein staubiges Gäßchen hinausgingen, wohl geschützt war, trugen nur Anne-Marie und das Personal Kleider: eine Köchin und zwei Aufwärterinnen, älter als Anne-Marie und streng in mächtige schwarze Alpakaröcke und gestärkte Schürzen gekleidet.

"Sie heißt O, sagte Anne-Marie, die sich wieder gesetzt hatte. Bringt sie zu mir, damit ich sie in der Nähe sehe."

Zwei der Mädchen richteten O auf, sie waren beide dunkel, die Haare schwarz wie das Vlies, die Brustspitzen lang und blau violett. Die dritte war klein, rund und rothaarig, und auf der kreidigen Haut ihrer Brust sah man ein erschreckendes Netzwerk grüner Adern. Die beiden Mädchen schoben O dicht vor Anne-Marie, die mit dem Finger auf die drei schwarzen Streifen deutete, die quer über die Vorderseite der Schenkel liefen und sich auf den Lenden fortsetzten.

"Wer hat dich gepeitscht", sagte sie, "Sir Stephen?" "Ja", sagte O. "Womit, und wann?" Vor drei Tagen, mit dem Reitstock". "Von morgen an wirst du einen Monat lang nicht gepeitscht werden, aber heute bekommst du die Peitsche, zum Einstand, wenn ich dich inspiziert habe. Hat Sir Stephen dir nie die Innenseite der Schenkel bei weit gespreizten Beinen gepeitscht?" "Nein?" "Nun, die Männer haben keine Ahnung. Aber das machen wir später. Zeig deine Taille. Ah! Schon besser!"

Anne-Marie zog an Os geschmeidiger Taille, um sie noch mehr zusammenzupressen. Dann schickte sie die kleine Rothaarige um ein anderes Mieder und ließ es O anziehen. Es war ebenfalls aus schwarzem Nylon, so stramm gesteift und

so eng, daß es wie ein sehr breiter Ledergürtel wirkte, und wie ein Gürtel hatte es keine Strumpfhalter. Eines der dunklen Mädchen, der Anne-Marie befahl, mit aller Kraft anzuziehen, schnürte es. "Furchtbar", sagte O. "Das Mieder", sagte Anne-Marie, "hat dich schon viel schöner gemacht, aber du hast es nicht genug geschnürt, du wirst es jetzt täglich so tragen. Sag mir jetzt, wie Sir Stephen sich deiner am liebsten bediente. Ich muß das wissen." Sie hielt mit der ganzen Hand Os Schoß gepackt und O konnte nicht antworten.

Zwei der Mädchen hatten sich auf den Boden gesetzt, die dritte, dunkle, ans Fußende von Anne-Maries Liegestuhl. "Dreht sie um, ihr zwei", sagte Anne-Marie, "damit ich ihre Lenden sehe". O wurde umgedreht und nach vorn gekippt und die Hände der beiden Mädchen öffneten sie.

"Ganz klar, sagte Anne-Marie, du brauchst mir nicht zu antworten, hier mußt du gezeichnet werden. Steh auf. Du bekommst deine Armspangen, Colette, hol das Kästchen, wir losen, wer dich peitschen soll. Colette bring die Jetons, dann gehen wir ins Musikzimmer."

Colette war die größere der beiden dunklen Mädchen, die andere hieß Claire, die kleine Rothaarige Yvonne. O hatte nicht darauf geachtet, daß sie alle, wie in Roissy, ein Lederhalsband und lederne Armspangen trugen. Außerdem trugen sie die gleichen Spangen an den Fußgelenken. Als Yvonne die passenden Spangen für O ausgesucht und befestigt hatte, reichte Anne-Marie O vier Jetons, und bat sie, jeder von ihnen einen zu geben, ohne die aufgedruckte Zahl anzusehen. O verteilte ihre Jetons. Jedes der drei Mädchen schaute den seinen an, wortlos, sie warteten, bis Anne-Marie sprach. "Ich habe zwei", sagte Anne-Marie, "wer hat eins?" Es war Colette.

"Nimm O mit, sie gehört dir." Colette packte Os Arme, schloß ihr die Hände hinter dem Rücken zusammen, indem sie die Armspangen einklinkte, und schob sie vor sich her. An der Schwelle einer Fenstertür, die zu einem kleinen Seitenflügel führte, zog Yvonne, die vor ihnen herging, O die Sandaletten aus. Die Fenstertür erhellte einen Raum, dessen rückwärtiger Teil eine Art erhöhte Rotunde bildete, den ganz leicht gewölbten Plafond stützten zwei schlanke Säulen, die im Abstand von zwei Metern am Ansatz der Rundung standen. Die vier Stufen hohe Estrade bildete zwischen den beiden Säulen einen halbrunden Vorsprung. Der Boden des Rundbaus war, wie der des übrigen Raumes, mit einem roten Filzteppich ausgelegt. Die Wände waren weiß, die Fenstervorhänge rot, die Sofas, die an der Wand der Rotunde entlang standen, mit dem gleichen roten Filz

bezogen, aus dem der Teppich bestand.

Im rechtwinkligen Teil des Raumes war ein sehr breiter, nicht sehr tiefer Kamin und vor dem Kamin ein großes Radio mit Plattenspieler, daneben Regale mit Schallplatten. Daher hieß der Raum das Musikzimmer. Es war durch eine Tür neben dem Kamin direkt mit Anne-Maries Schlafzimmer verbunden. Das Pendant zu dieser Tür war die Tür eines Wandschranks. Außer den Sofas und dem Musikschrank war das Zimmer unmöbliert.

Colette setzte O auf den Rand der Estrade, die in der Mitte senkrecht anstieg; - die Stufen waren rechts und links der beiden Säulen - die beiden anderen Mädchen schlossen die Fenstertür, nachdem sie die Jalousien ein wenig heruntergelassen hatten. O stellte überrascht fest, daß es sich um ein Doppelfenster handelte und Anne-Marie sagte lachend: "Damit man dich nicht schreien hört. Die Wände sind mit Kork belegt, man hört draußen nichts von dem, was hier vorgeht. Leg dich hin."

Sie nahm sie an den Schultern, legte sie auf den roten Filz und zog sie ein Stück nach vorn; Os Hände klammerten sich an den Rand der Estrade, wo Yvonne sie an einem Ring festmachte, ihre Lenden hingen in der Luft. Anne-Marie ließ sie die Knie bis zur Brust hochziehen, dann fühlte O, wie ihr die Beine über den Kopf gezogen und nach hinten gespannt und gestreckt wurden: Gurte, die durch ihre Fußspangen gezogen wurden, befestigten ihre Beine, ein Stück höher als ihr Kopf lag, an den Säulen zwischen denen sie auf der Estrade so erhöht und ausgelegt war, daß man von ihr nur die ™ffnung ihres Schoßes und der gewaltsam gespreizten Lenden sah.

Anne-Marie streichelte ihr die Innenseite der Schenkel. "An dieser Stelle des Körpers ist die Haut am zartesten", sagte sie, "man darf sie nicht verderben. Sei vorsichtig, Colette."

Colette stand über ihr, die Füße zu beiden Seiten ihrer Taille und O sah in der Schneise zwischen den braunen Beinen die Schnüre der Peitsche, die sie in der Hand hielt. Bei den ersten Schlägen, die ihren Schoß verbrannten, stöhnte O. Colette schlug von links nach rechts, machte eine Pause, fing wieder an, O wand sich aus Leibeskräften, sie glaubte, daß die Gurte sie zerreißen würden. Sie wollte nicht um Schonung bitten, nicht um Gnade flehen. Aber Anne-Marie wußte ihren Widerstand zu brechen. "Schneller", sagte sie zu Colette, "und fester."

O versuchte sich zu beherrschen, aber vergebens. Nach ei-

ner Minute ließ sie ihren Schreien und Tränen freien Lauf, während Anne-Marie ihr Gesicht streichelte. "Noch einen Augenblick", sagte sie, "dann ist es vorbei. Nur fünf Minuten. Fünf Minuten lang wirst du wohl schreien können. Es ist fünf vor halb. Colette, um halb hörst du auf, wenn ich es dir sage."

Aber O heulte, nein, nein, bitte, sie konnte nicht mehr, nein, sie konnte diese Qual nicht eine Sekunde länger ertragen. Sie ertrug sie dennoch bis zum Ende und Anne-Marie lächelte ihr zu, als Colette von der Estrade stieg.

"Danke mir", sagte Anne-Marie zu O und O dankte ihr.

Sie wußte genau, warum Anne-Marie sie vor allem erst einmal hatte auspeitschen lassen. Daß eine Frau ebenso grausam und noch unerbittlicher sein kann, wie ein Mann, hatte sie nie bezweifelt. Aber O dachte, daß Anne-Marie weniger ihre Macht über sie hatte beweisen wollen, als vielmehr eine Komplizität zwischen sich selbst und O herstellen. O hatte das starre Geflecht ihrer widersprüchlichen Gefühle nie begriffen, aber sie hatte gelernt, es als eine unleugbare und wichtige Tatsache zu akzeptieren: sie liebte den Gedanken an die Marter, wenn sie sie erlitt, hätte sie die ganze Welt verraten, um loszukommen, wenn es vorbei war, war sie glücklich, sie erlitten zu haben, um so glücklicher, je grausamer und je andauernder diese Marter gewesen war.

Anne-Marie hatte sich weder durch Os Gefügigkeit noch durch ihre Auflehnung täuschen lassen und wußte genau, daß ihr Dank keine Farce war. Dennoch hatte ihr Vorgehen noch einen dritten Grund gehabt, den sie O jetzt erklärte. Sie wollte jedem Mädchen, das in ihr Haus kam und hier in einem weiblichen Universum lebte, klarmachen, daß das ausschließliche Zusammenleben mit anderen Frauen ihre Weiblichkeit nicht aufhob, sondern sie vielmehr noch gegenwärtiger und spürbarer machte.

Aus diesem Grunde verlangte sie, daß die Mädchen stets nackt waren; die Art, wie O gepeitscht und die Stellung, in der sie festgebunden worden war, bezweckten nichts anderes. Heute würde O für den Rest des Nachmittags - noch drei Stunden - mit gespreizten und angehobenen Beinen, Gesicht zum Garten, auf der Estrade ausgelegt bleiben. Sie würde unaufhörlich wünschen müssen, die Beine zu schließen.

Morgen würde es Claire sein oder Colette oder Yvonne, die O darin ihrerseits anschauen würde. Diese Prozedur ging viel zu langsam und erforderte zuviel Sorgfalt (genau wie

die besondere Anwendung der Peitsche), als daß man sie in Roissy anwenden könnte. Aber O würde sehen, wie wirkungsvoll sie war. Nicht nur wurde sie bei ihrer Abreise die Ringe und Buchstaben tragen, sie würde auch so weit geöffnet und so tief versklavt zu Sir Stephen zurückkehren, wie sie es nie für möglich gehalten hätte.

Am nächsten Morgen nach dem Frühstück forderte Anne-Marie O und Yvonne auf, ihr in ihr Schlafzimmer zu folgen. Sie nahm ein grünes Lederkästchen aus ihrem Schreibtisch, legte es auf ihr Bett und öffnete es. Die beiden Mädchen setzten sich ihr zu Füßen. "Hat Yvonne dir nichts gesagt?" wollte Anne-Marie von O wissen. O schüttelte den Kopf. Was hatte Yvonne ihr zu sagen? "Sir Stephen auch nicht, das weiß ich. Hier also sind die Ringe, die er dich tragen lassen will."

Es waren Ringe aus nichtrostendem Stahl, genau wie der goldgefütterte Fingerring. Sie hatten die Stärke eines dicken Farbstifts, waren aus Rundstäben gearbeitet und von länglicher Form: die Glieder der schweren Eisenketten sehen ähnlich aus.

Anne-Marie zeigte O, daß jeder Ring aus zwei U-förmigen Teilen bestand, die ineinandergepaßt wurden. "Dies hier ist nur das Probiermuster", sagte sie. "Es ist abnehmbar. Das richtige Modell hat eine Innenfeder, die man zusammendrücken muß, damit das Gegenstück in die Führung eindringen kann, wo es dann stecken bleibt. Wenn der Ring einmal geschlossen ist, kann man ihn nicht mehr abnehmen, man müßte ihn durchfeilen."

Jeder Ring hatte die Länge von zwei Kleinfingergliedern und man konnte den kleinen Finger hineinstecken. An jedem hing, wie ein weiteres Kettenglied, oder wie die Befestigungsöse eines Ohrrings, die im Ohr selbst angebracht wird und eine Verlängerung darstellt, eine Scheibe aus dem gleichen Metall, ebenso groß wie der Ring. Auf der einen Fläche ein Triskel in Nielloarbeit, auf der anderen nichts.

"Auf die andere", sagte Anne-Marie, "kommt dein Name, Sir Stephens Titel, Name und Vorname, und darunter, über Kreuz, eine Peitsche und ein Reitstock. Yvonne trägt eine solche Scheibe an ihrem Halsband. Aber du, du wirst sie an deinem Schoß tragen". "Aber. . .", sagte O. "Ich weiß", erwiderte Anne-Marie, "eben deshalb habe ich Yvonne mitgebracht. Zeig deinen Schoß, Yvonne."

Das rothaarige Mädchen stand auf und legte sich über das Bett. Anne-Marie öffnete ihr die Schenkel und zeigte O,

daß eines der beiden Fleischläppchen in der Mitte und ganz unten durchgebohrt war wie mit der Lochzange. Der Eisenring paßte genau in die ™ffnung. "Ich werde dich gleich nachher durchbohren, O, sagte Anne-Marie, es ist im Handumdrehen geschehen, dagegen
\\\\
dauert es länger, bis die Klammern gesetzt sind, die die Epidermis und die darunterliegende Schleimhaut zusammenheften. Es tut viel weniger weh als die Peitsche". - "Schläfern Sie mich denn nicht ein?", rief O zitternd. - "Kommt nicht in Frage", erwiderte Anne-Marie, "du wirst ein bißchen fester gebunden als gestern, das genügt. Komm."

Acht Tage später nahm Anne-Marie die Klammern heraus und paßte O den Probering an. So leicht er war - leichter als er aussah, denn er war hohl - er wog schwer. Das harte Metall, das ins Fleisch schnitt, schien ein Folterinstrument zu sein. Wie würde es erst werden, wenn der zweite, schwere Ring hinzukäme? Diese barbarische Vorrichtung würde auf den ersten Blick zu sehen sein.

"Natürlich", sagte Anne-Marie, als O eine entsprechende Bemerkung machte. "Du hast doch wohl begriffen, was Sir Stephen will? Wer immer, in Roissy oder anderwärts, er selbst oder irgend jemand sonst, sogar du selbst vor dem Spiegel, wer immer deinen Rock hochhebt, sieht sofort Sir Stephens Ringe an deinem Schoß und wenn man dich umdreht, die Buchstaben auf deinen Lenden. Du kannst vielleicht eines Tages die Ringe abfeilen lassen, aber die Buchstaben sind nicht mehr zu entfernen."

"Ich habe geglaubt", sagte Colette, "daß man eine Tätowierung sehr wohl wieder entfernen könnte." (Sie selbst hatte auf Yvonnes weiße Haut über dem Dreieck des Schoßes in blauen Zierbuchstaben, wie ein Stickereimonogramm, die Initialen von Yvonnes Gebieter tätowiert.) "O wird nicht tätowiert", erwiderte Anne-Marie.

O schaute Anne-Marie an. Colette und Yvonne schwiegen ratlos. Anne-Marie zögerte. "So sagen Sie es doch", sagte O. "Meine arme Kleine, ich wagte nicht, es dir zu sagen: du wirst mit Eisen gezeichnet. Sir Stephen hat sie mir vor zwei Tagen geschickt". "Mit Eisen?", rief Yvonne. "Mit glühenden Eisen."

Vom ersten Tage an hatte O dasselbe Leben geführt wie die anderen im Hause. Der Müßiggang war vollständig und geplant, die Zerstreuungen monoton. Die Mädchen durften im Garten spazierengehen, lesen, zeichnen, Karten spielen, Patiencen legen. Sie konnten in ihren Zimmern schlafen

oder sich in der Sonne bräunen lassen. Manchmal unterhielten sie sich zu zweien oder alle zusammen, stundenlang, manchmal saßen sie schweigend zu Anne-Maries Füßen. Die Mahlzeiten wurden stets zur gleichen Stunde eingenommen, das Abendessen bei Kerzenlicht, der Tee wurde im Garten getrunken und es wirkte absurd, mit welcher Selbstverständlichkeit die beiden Aufwärterinnen die nackten Mädchen an der festlichen Tafel bedienten.

Jeden Abend wählte Anne-Marie eine aus, die bei ihr schlafen sollte, manchmal

mehrere Abende nacheinander die gleiche. Sie berührte sie oder ließ sich von ihr berühren, meistens gegen Morgengrauen, schickte danach das Mädchen in ihr Zimmer zurück und schlief wieder ein.

Die violetten Vorhänge, die nur halb zugezogen waren, färbten das erwachende Tageslicht malvenblau und Yvonne sagte, Anne-Marie sei ebenso schön und unnahbar in der Lust, die sie sich verschaffen lasse, wie unermüdlich in ihren Forderungen. Keines der Mädchen hatte sie jemals völlig nackt gesehen. Sie öffnete ihr Nachthemd aus weißem Nylonjersey oder schob es hoch, zog es jedoch nie aus.

Weder die Wollust, die sie in der Nacht von einem der Mädchen erfahren hatte, noch die Wahl vom Vorabend beeinflußten die Entscheidung vom nächsten Nachmittag, die immer durch das Los getroffen wurde. Um drei Uhr brachte Anne-Marie den Becher mit den Jetons unter die Blutbuche, wo die Gartensessel um einen runden Tisch aus weißem Stein gruppiert waren. Jedes Mädchen nahm einen heraus.

Wer die niedrigste Zahl zog, wurde in das Musikzimmer geführt und auf der Estrade zur Schau gestellt, wie O am ersten Tag. Sie (nur O war bis zu ihrer Abreise davon ausgeschlossen) mußte noch auf Anne-Maries rechte oder linke Hand deuten, die eine weiße oder schwarze Kugel enthielt. Schwarz: das Mädchen wurde gepeitscht, weiß: nicht. Anne-Marie mogelte niemals, auch dann nicht, wenn das Los ein und dasselbe Mädchen mehrmals hintereinander verurteilte oder verschonte.

So wurde die Folterung der kleinen Yvonne, die schluchzend nach ihrem Geliebten rief, vier Tage nacheinander wiederholt. Ihre Schenkel, die grün geädert waren wie ihre Brüste, spreizten sich über einem rosigen Fleisch, das der dicke Eisenring, der jetzt festgemacht war, um so erschreckender durchstach als Yvonne völlig enthaart war. "Aber warum", wollte O von Yvonne wissen, "und warum der

Ring, wenn du die Scheibe an deinem Halsband trägst?"

"Er sagt, ich bin noch nackter, wenn ich enthaart bin. Der Ring, ich glaube, an dem will er mich anhängen." Yvonnes grüne Augen und ihr kleines, dreieckiges Gesicht erinnerten O an Jacqueline. Ob Jacqueline nach Roissy ging? Dann würde Jacqueline eines Tages hierherkommen, hier sein, auf dieser Estrade ausgelegt.

"Ich will nicht", sagte O, "ich will nicht, ich werde nichts tun, um sie herzubringen. Ich habe ihr schon viel zu viel davon erzählt. Jacqueline ist nicht dafür geschaffen, geschlagen und gezeichnet zu werden."

Doch wie gut standen die Peitschenspuren und Eisen der kleinen Yvonne, wie süß war ihr Schweiß und ihr Stöhnen, wie süß war es, sie dahin zu bringen. Denn Anne-Marie hatte O schon zweimal die geschwänzte Peitsche gereicht, und jedesmal damit sie Yvonne schlagen sollte. Beim ersten Mal, im ersten Augenblick hatte sie gezögert, bei Yvonnes erstem Schrei war sie zurückgewichen, doch dann hatte sie wieder zugeschlagen und Yvonne hatte wieder, noch lauter, geschrien, und sie war von einer schrecklichen Lust ergriffen worden, so durchdringend, daß sie wider Willen vor Freude lachte und sich zurückhalten mußte, um die Schläge nicht zu schnell und nicht aus voller Kraft zu verabreichen.

Danach war sie bei Yvonne geblieben, solange Yvonne angebunden lag und hatte sie immer wieder geküßt. Zweifellos war sie ihr in irgendeiner Weise ähnlich. Wenigstens schien Anne-Maries Verhalten das zu beweisen. War es Os Schweigsamkeit, ihre Gefügigkeit, die sie reizte? Os Wunden waren kaum vernarbt: "Wie schade", sagte Anne-Marie, "daß ich dich nicht peitschen lassen kann. Wenn du wiederkommst ... Na, auf jeden Fall werde ich dich alle Tage ausstellen lassen."

Und jeden Tag, wenn das Mädchen im Musiksaal losgebunden wurde, legte O sich an ihre Stelle bis die Glocke zum Abendessen läutete. Und Anne-Marie hatte recht: es stimmte, sie konnte während dieser ganzen zwei Stunden an nichts anderes denken als an die Tatsache, daß sie mit gespreizten Beinen hier lag, an den Ring, der ihren Schoß beschwerte, seit er angebracht worden war und der noch viel schwerer wog, weil der zweite Ring dazugekommen war.

An nichts anderes als an ihr Sklaventum und an die Male ihres Sklaventums. Eines Tages war Claire mit Colette vom Garten hereingekommen, zu O hingetreten und hatte die Ringe umgedreht. Sie trugen noch keine Inschrift. "Wann

bist du zum ersten Mal in Roissy gewesen", sagte sie, "hat Anne-Marie dich hingeschickt?" - "Nein", sagte O. "Mich hat Anne-Marie hingeschickt, vor zwei Jahren. šbermorgen fahre ich wieder hinaus". - "Aber du gehörst doch niemandem?" sagte O. "Claire gehört mir", sagte Anne-Marie, die unbemerkt eingetreten war.

Dein Gebieter kommt morgen, O. Du wirst heute Nacht bei mir schlafen. Die kurze Sommernacht erhellte sich langsam und gegen vier Uhr morgens löschte der Tag die letzten Sterne. O, die mit geschlossenen Knien schlief, wurde durch Anne-Maries Hand zwischen ihren Schenkeln aufgeweckt. Aber Anne-Marie wollte nur, daß O sie berühren solle. Ihre Augen glänzten im Halbdunkel und ihr schwarzes, grau durchwebtes, kurz geschnittenes und vom Kopfkissen hochgeschobenes Haar, das kaum gelockt war, verliehen ihr das Aussehen eines Grand Seigneurs im Exil, eines furchtlosen Libertins. O liebkoste mit ihren Lippen die harte Spitze der Brüste, mit der Hand die Höhlung des Schoßes.

Anne-Marie gab sich sehr schnell ihrer Erregung hin - sie gab sich nicht O hin. Die Wollust, in der sie die Augen weit dem Licht öffnete, dem sie zugewandt war, war eine anonyme und unpersönliche Lust, O diente ihr nur als Werkzeug. Es war Anne-Marie gleichgültig, daß O ihr glattes und verjüngtes Gesicht bewunderte, den schönen, keuchenden Mund, es war ihr gleichgültig, daß O sie stöhnen hörte, als sie die Fleischknospe in der Furche des Schoßes zwischen Zähne und Lippen zog. Sie packte O nur beim Haar, um sie stärker an sich zu pressen und ließ sie nur los, um ihr zu befehlen:

"Weiter."

O hatte auf die gleiche Weise Jacqueline geliebt. Sie hatte sie in völliger Selbstvergessenheit in den Armen gehalten. Sie hatte Jacqueline besessen, glaubte sie zumindest. Doch die Identität der Gesten hatte nichts zu bedeuten. O besaß Anne-Marie nicht. Niemand besaß Anne-Marie. Anne-Marie forderte die Liebkosungen ohne sich darum zu kümmern, was der Gebende empfand und sie überließ sich ihrer Wollust mit hochmütiger Unbekümmertheit. Dennoch war sie zärtlich und sanft zu O, küßte ihren Mund und ihre Brüste und hielt sie noch eine Stunde lang an sich gepreßt, ehe sie sie wegschickte. Sie hatte ihr die Eisen abgenommen. "Es sind die letzten Stunden", hatte sie zu ihr gesagt, "in denen du zu Bett gehst, ohne Eisen zu tragen. Denn die Eisen, die dir jetzt gleich angelegt werden, sind nicht wieder abzunehmen."

Ihre Hand hatte zart und lange Os Lenden gestreichelt, dann hatte sie O in ihr Ankleidezimmer geführt, das einzige Zimmer im ganzen Haus, wo ein dreiteiliger Spiegel stand, der stets zugeklappt war. Sie hatte den Spiegel geöffnet, damit O sich sehen konnte. "Jetzt siehst du dich zum letzten Mal unversehrt", sagte sie. "Hier, wo du so rund und glatt bist, wird man dir Sir Stephens Initialen einbrennen, zu beiden Seiten der Furche.

Ich werde dich am Abend vor deiner Abreise wieder vor diesen Spiegel führen und du wirst dich nicht wiedererkennen. Aber Sir Stephen hat recht. Geh schlafen, O."

Doch die Angst hielt O wach und als Monique sie um zehn Uhr holen kam, mußte
sie ihr helfen, sich zu baden, zu frisieren und die Lippen zu schminken. O zitterte an allen Gliedern, sie hatte die Eingangstür gehen hören: Sir Stephen war da. "Komm doch, O", sagte Yvonne, "er erwartet dich."

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, kein Lufthauch bewegte die Blätter der Buche: sie sah aus wie aus Kupfer. Der hitzemüde Hund lag am Fuß des Baumes und da die Sonne noch nicht hinter der Hauptmasse der Buche stand, drang sie durch die Spitze des Astes, der als einziger um diese Stunde einen Schatten auf den Tisch warf: der Stein war mit hellen und blauen Flecken übersät. Sir Stephen stand regungslos am Tisch, Anne-Marie saß neben ihm.

"So", sagte Anne-Marie, als Yvonne ihr O zugeführt hatte, "die Ringe können angebracht werden, wenn Sie es wünschen, sie ist vorbereitet." Ohne zu antworten zog Sir Stephen O in seine Arme, küßte sie auf den Mund, hob sie dann hoch und legte sie auf den Tisch, beugte sich lange über sie.

Dann küßte er sie nochmals, streichelte ihr die Brauen und das Haar, richtete sich auf und sagte zu Anne-Marie: "Jetzt gleich, wenn ich bitten darf." Anne-Marie nahm die Lederkassette, die sie mitgebracht und auf einen Sessel gestellt hatte, und reichte Sir Stephen die einzelnen Ringe, die Os Namen und den seinen trugen.

"Los", sagte Sir Stephen. Yvonne hob Os Knie hoch und O spürte das kalte Metall,
das Anne-Marie in ihr Fleisch schob. Beim Einfügen der zweiten Hälfte des Ringes in die erste achtete Anne-Marie darauf, daß die goldbelegte Seite dem Schenkel zugedreht war, und die Seite mit der Inschrift nach innen schaute. Aber die Spannfeder gab nicht soweit nach, daß die Zapfen einrasten konnten.

Dann wurde O aufgerichtet, mit gespreizten Beinen über den Rand der Steinplatte gelegt, die als Amboß diente, auf dem die Enden der beiden Kettenglieder nacheinander aufgelegt wurden und jetzt konnte man sie durch Schläge ineinandertreiben. Sir Stephen sah wortlos zu. Als es geschehen war, bedankte er sich bei Anne-Marie und half O beim Aufstehen. Jetzt bemerkte sie, daß diese neuen Eisen viel schwerer waren als diejenigen, die sie während der vergangenen Tage versuchsweise getragen hatte.

Diese waren endgültig. "Jetzt Ihre Initialen, nicht wahr?" sagte Anne-Marie zu Sir Stephen. Sir Stephen nickte schweigend und hielt O, die schwankte, um die Taille fest; sie hatte ihr schwarzes Mieder abgelegt, aber dieses Mieder hatte sie so schmal gemacht, daß man den Eindruck hatte, sie würde jeden Augenblick zerbrechen. Ihre Hüften wirkten dadurch um so runder und ihre Brüste um so schwerer. Im Musiksaal, wohin Sir Stephen O mehr trug als führte, saßen Colette und Claire am Fuß der Estrade.

Sie erhoben sich bei ihrem Eintritt. Auf der Estrade stand ein großer, runder, einflammiger Kocher. Anne-Marie nahm die Gurte aus dem Wandschrank und ließ O an eine der Säulen stellen und um Taille und Kniekehlen daran festbinden. Auch ihre Hände und Füße wurden gefesselt. In blindem Entsetzen spürte sie auf ihren Lenden Anne-Maries Hände, die anwiesen, wo die Eisen aufzudrücken seien, hörte das Zischen einer Flamme und in der absoluten Stille das Schließen eines Fensters.

Sie hätte den Kopf wenden können, hinsehen. Sie hatte nicht die Kraft.

Ein einziger, grauenhafter Schmerz durchfuhr sie, ließ sie sich aufheulend und steif in ihren Fesseln bäumen und sie erfuhr niemals, wer ihr die beiden rotglühenden Eisen gleichzeitig ins Fleisch gepreßt, wessen Stimme langsam bis fünf gezählt hatte, noch auf wessen Zeichen hin sie weggenommen wurden. Als man sie losband, glitt sie in Anne-Maries Arme und eh alles um sie her sich drehte und schwarz wurde und schließlich jedes Gefühl sie verließ, sah sie gerade noch zwischen zwei dunklen Wogen Sir Stephens leichenblasses Gesicht.

Sir Stephen brachte O zehn Tage vor Ende Juli nach Paris zurück. Die
Eisen, die den linken Teil ihres Schoßes durchbohrten und in deutlichen Buchstaben zeigten, daß sie Sir Stephens Eigentum war, hingen bis zu einem Drittel ihrer Schenkel herab und bewegten sich bei jedem Schritt wie ein Glockenschwengel zwischen ihren Beinen, da die gravierte

Scheibe schwerer und länger war, als der Ring, an dem sie hing.

Die Brandzeichen waren drei Finger hoch und halb so breit und wie mit dem Meißel fast einen Zentimeter tief in ihr Fleisch gegraben. Bei der flüchtigsten Berührung spürte man sie unter den Fingern. Dies Eisen und diese Zeichen erfüllten O mit unsinnigem Stolz. Wäre Jacqueline dagewesen, sie hätte sie ihr nicht verborgen wie die Spuren der Peitschenhiebe, mit denen Sir Stephen sie an den letzten Tagen vor ihrer Abreise gezeichnet hatte, sondern sofort angezeigt. Aber Jacqueline würde erst in acht Tagen zurückkommen. Ren, war nicht da.

Während dieser acht Tage ließ O sich auf Sir Stephens Geheiß einige Hochsommerkleider und ein paar sehr leichte Abendkleider machen. Er erlaubte ihr nur die Abwandlungen von zwei Grundmodellen, eine mit Reißverschluß von oben bis unten (O besaß bereits zwei ähnliche Kleider), das andere eine Kombination aus Plisseerock, den man mit einem Griff hochschlagen konnte, einem bis unter die Brust reichenden Mieder und einem bis zum Hals geschlossenen Bolerojäckchen. Man brauchte nur das Bolero auszuziehen und Schultern und Brüste waren nackt, und wenn man das Bolero nicht auszog, es nur zu öffnen, wenn man die Brüste sehen wollte.

Ein Badeanzug kam nicht in Frage. O konnte keinen tragen, man hätte die Eisen an ihrem Schoß gesehen. Sir Stephen sagte ihr, daß sie in diesem Sommer nackt baden werde, wenn überhaupt. Eine lange Strandhose, weiter nichts. Anne-Marie, von der die Entwürfe zu den Kleidern stammten und die wußte, auf welche Art Sir Stephen sich Os hauptsächlich bediente, hatte ein Strandhose vorgeschlagen, die an beiden Seiten mittels langer Reißverschlüsse zu öffnen und vorn in der Taille so gehalten war, daß man, ohne sie auszuziehen, das Rückenteil herunterklappen konnte.

Doch Sir Stephen lehnte ab. Zwar behandelte er O, wenn er sich nicht ihres Mundes bediente, beinah ausnahmslos wie einen Knaben. Aber O wußte, daß er jederzeit, solange sie in seiner Nähe war, auch dann, wenn er sie nicht begehrte, gewissermaßen automatisch nach ihrem Schoß greifen wollte, mit der ganzen Hand in das Vlies fassen und daran ziehen, sie öffnen und seine Hand lange in sie versenken. Die Lust, die O selbst empfand, wenn sie Jacqueline so feucht und glühend sich um ihre Hand schließen fühlte, war ihr Garant und Zeuge für Sir Stephens Lust. Sie verstand, daß er sich diesen Zugang nicht erschweren lassen wollte.

Mit den gestreiften oder gepunkteten Baumwollstoffen -

grau und weiß, marineblau und weiß -, die O wählte, in den Plisseeröcken und kleinen, knappen und hochgeschlossenen Boleros oder den strengeren Kleidern aus schwarzem Nylonclocqu,, kaum geschminkt, ohne Haut und mit losem Haar sah sie wie ein artiges junges Mädchen aus.

Wo immer Sir Stephen sie hinführte, hielt man sie für seine Tochter, oder für seine Nichte, um so mehr, als er jetzt "du" zu ihr sagte und sie zu ihm weiterhin Sie.

Wenn sie beide allein durch Paris spazierten, Läden anschauten, oder die Kais entlangschlenderten, wo das Pflaster von der langen Trockenheit staubig war, sahen sie ohne Erstaunen, wie die Passanten ihnen zulächelten, wie man glücklichen Menschen zulächelt. Es kam vor, daß Sir Stephen sie in die Nische einer Einfahrt oder unter den Torbogen eines Wohnhauses drängte, wo es immer ein bißchen dunkel ist und ein leichter Kellergeruch aufsteigt, und sie küßte und ihr sagte, daß er sie liebe.

O hakte ihre hohen Absätze in die Schwelle der Einfahrt, wo die kleine Durchlaßtür eingepaßt ist. Man sah in einen Hinterhof, wo Wäsche vor den Fenstern trocknete. šber einen Balkon lehnte ein blondes Mädchen und betrachtete sie mit Ausdauer, eine Katze strich zwischen ihren Beinen hindurch. Sie gingen auch zur Avenue des Gobelins, nach Saint-Marcel, in die Rue Mouffetard, das Temple-Viertel, zur Place de la Bastille.

Einmal führte Sir Stephen plötzlich O in ein elendes Stundenhotel, dessen Pächter sie zuerst Meldezettel ausfüllen lassen wollte, dann sagte, es sei nicht der Mühe wert, wenn es nur für eine Stunde wäre. Die Tapete im Zimmer war blau mit riesigen goldenen Pfingstrosen, das Fenster ging auf einen Lichtschacht, aus dem der Geruch der Abfalltonnen stieg. Trotz der schwachen Birne über dem Bett sah man, daß auf dem Kaminsims Puder verstreut war und Haarnadeln herumlagen. Am Plafond über dem Bett war ein großer Spiegel.

Ein einziges Mal lud Sir Stephen zusammen mit O zwei seiner durchreisenden Landsleute zum Mittagessen ein. Er holte sie eine Stunde eh sie fertig war, in ihrer Wohnung, am Quai de B,thume ab, anstatt sie zu sich zu bestellen.

O war gebadet, aber nicht frisiert, nicht zurechtgemacht, nicht angekleidet. Sie bemerkte überrascht, daß Sir Stephen einen Golfsack in der Hand trug. Aber ihr Erstaunen legte sich schnell: Sir Stephen befahl ihr, den Sack zu öffnen. Er enthielt mehrere Reitstöcke aus Leder, zwei dickere aus rotem, zwei sehr dünne und lange aus schwarzem

Leder, eine Riemenpeitsche mit langen grünen Lederschnüren, von denen jede am Ende umgebogen war und einen Ring bildete, eine weitere Peitsche mit Knotenschnüren, eine Hundepeitsche aus einem dicken Lederriemen bestehend, der Griff aus Leder geflochten, schließlich Lederarmbänder wie die von Roissy und Schnüre.

O legte Stück für Stück nebeneinander auf das aufgeschlagene Bett. Sie war daran gewöhnt, sie war gefaßt, dennoch zitterte sie; Sir Stephen nahm sie in die Arme. "Was ist dir am liebsten, O?" fragte er sie. Aber sie konnte kaum sprechen und spürte, wie ihr bereits der Schweiß aus den Achselhöhlen lief. "Was ist dir am liebsten?", wiederholte er. "Gut" , sagte er, als sie schwieg, "zunächst wirst du mir helfen."

Er verlangte Nägel und nachdem er einen passenden Platz gefunden hatte, wo die gekreuzten Peitschen und Reitstöcke als eine Art Wandschmuck angebracht werden konnten, zeigte er O, daß die Stelle rechts von ihrem Stehspiegel und dem Bett gegenüber, eine Holzverkleidung zwischen Spiegel und Kamin, sich am besten dafür eignete. Er schlug die Nägel ein.

Die Peitschen und Reitstöcke hatten an den Enden Ringe, die man in die Bildernägel einhaken konnte, sie waren so leicht einzeln abzunehmen und wieder aufzuhängen; zusammen mit den Armbändern und den Schnüren hatte O also ihrem Bett gegenüber das vollständige Sortiment ihrer Folterwerkzeuge.

Ein hübsches Ensemble, so wohl abgestimmt wie das Rad und die Zangen auf den Abbildungen der heiligen Märtyrerin Katharina, wie Hammer und Nägel, Dornenkrone, Lanze und Geißeln auf den Darstellungen des Kreuzwegs. Wenn Jacqueline zurückkommen würde ... aber es handelte sich ja gerade um Jacqueline.

O mußte Sir Stephens Frage beantworten: sie konnte nicht, er selbst wählte die Hundepeitsche aus.

Bei La P,rouse, in einem winzigen S,par, im zweiten Stock, wo Watteau-Figuren, die aussahen wie Akteure eines Puppentheaters in hellen, leicht verblaßten Farben die dunklen Wände schmückten, mußte O sich allein aufs Sofa setzen. Sir Stephens Freunde saßen rechts und links von ihr auf Sesseln, Sir Stephen ihr gegenüber.

Einen der Männer hatte sie bereits in Roissy gesehen, aber sie erinnerte sich nicht, ihm gehört zu haben. Der andere, ein großer junger Mann mit rotem Haar und grauen

Augen, war bestimmt noch nicht fünfundzwanzig. Sir Stephen erklärte ihnen kurz, warum er O eingeladen habe und was sie war.

O wunderte sich wieder einmal über die Brutalität seiner Sprache. Aber, wie sollte er sie bezeichnen, wenn nicht als Hure, eine Frau, die sich bereitfand, vor drei Männern - ganz zu schweigen von den bedienenden Kellnern, die ständig aus und ein gingen - ihr Mieder zu öffnen um ihre Brüste zu zeigen, deren Spitzen geschminkt waren, und die zwei violette Streifen quer über die weiße Haut trugen, Spuren einer Auspeitschung mit dem Reitstock? Die Mahlzeit zog sich hin und die Engländer tranken viel.

Beim Kaffee, die Liköre waren soeben gebracht worden, schob Sir Stephen den Tisch an die andere Wand zurück und nachdem er Os Rock hochgeschlagen hatte, damit seine Freunde Os Brandmale und Eisen sehen konnten, überließ er sie ihnen. Der Mann, den sie in Roissy gesehen hatte, war schnell mit ihr fertig, er verlangte sofort, ohne von seinem Sessel aufzustehen oder sie auch nur mit einem Finger zu berühren, daß sie sich vor ihm hinknie, sein Geschlecht in den Mund nehme, bis er sich in sie ergießen konnte.

Worauf er seine Kleider von ihr wieder ordnen ließ und wegging.

Aber der rothaarige junge Mann, den Os Gehorsam, ihre Eisen und die Peitschenmale an ihrem Körper um seine Fassung gebracht hatten, warf sich nicht auf sie, wie O es erwartet hatte, sondern nahm sie bei der Hand und ging mit ihr die Treppe hinunter, ohne auf das spöttische Grinsen der Kellner zu achten, ließ ein Taxi rufen und führte sie in ein Hotelzimmer. Er ließ sie erst bei sinkender Nacht wieder gehen, nachdem er wie ein Rasender ihren Schoß und ihre Lenden bearbeitet hatte, die er verletzte, so steif und mächtig war er, so entfesselt durch das ungewohnte und erstmalig eingeräumte Recht, beide Wege benützen zu dürfen, sich ihres Mundes so zu bedienen, wie er soeben gesehen hatte, daß man es von ihr verlangen dürfe (was er noch niemals zu fordern gewagt hatte).

Als O am nächsten Tag um zwei Uhr zu Sir Stephen kam, der sie hatte rufen lassen, fand sie ihn mit ernster Miene und gealtert vor. "Eric hat sich sinnlos in dich verliebt, O", sagte er. "Er hat mich heute morgen beschworen, dir die Freiheit zurückzugeben, er hat gesagt, er wolle dich heiraten. Er will dich retten. Du weißt ja, was ich aus dir mache, wenn du mir gehörst, O, und wenn du mir gehörst, dann kannst du mir nichts verweigern, aber noch

kannst du, und das weißt du auch, dich weigern, mir zu gehören. Ich habe es ihm gesagt. Er kommt um drei Uhr wieder.

O lachte.

"Ist es nicht ein bißchen spät?" sagte sie. "Ihr seid alle beide verrückt. Wenn Eric heute morgen nicht gekommen wäre, was hätten Sie dann heute nachmittag mit mir gemacht? Spazierengegangen, weiter nichts? Schön, dann gehen wir spazieren, oder vielleicht hatten Sie mich gar nicht rufen lassen? Schön, dann gehe ich wieder..."

"Nein", erwiderte Sir Stephen, ich hätte dich gerufen, O, aber nicht, um mit dir spazieren zu gehen. Ich wollte..." - "Sagen Sie es". - "Komm, so geht es leichter." Er stand auf und öffnete die Tür in der Wand gegenüber dem Kamin, das Pendant zu der Tür, durch die man in sein Arbeitszimmer kam.

O hatte immer geglaubt, es sei die Tür zu einem nicht genutzten Wandschrank. Sie sah ein winziges Boudoir, frisch getüncht und mit tiefroter Seide ausgeschlagen, der halbe Raum wurde von einer gerundeten Estrade mit zwei Säulen eingenommen, wie die Estrade des Musikzimmers in Samois.

"Wände und Plafond sind mit Kork belegt, nicht wahr", sagte O, "und die Tür ist gepolstert und Sie haben ein Doppelfenster einsetzen lassen?"

Sir Stephen nickte.

"Aber seit wann?", sagte O. - "Seit deiner Rückkehr". - "Und warum ... ?" - "Warum ich bis heute gewartet habe? - Weil ich gewartet habe, bis du durch andere Hände als die meinen gegangen bist. Dafür werde ich dich jetzt bestrafen. Ich habe dich noch niemals bestraft, O." - "Aber ich gehöre Ihnen", sagte O, "bestrafen Sie mich. Wenn Eric wiederkommt ... "

Eine Stunde später wurde der junge Mann vor O geführt, die zwischen den beiden Säulen grotesk ausgespreizt lag. Er erbleichte, stammelte etwas und verschwand. O glaubte, ihn niemals wiederzusehen. Sie traf ihn Ende September in Roissy, wo er sie sich drei Tage nacheinander ausliefern ließ und sie barbarisch mißhandelte.

IV Das Käuzchen

O begriff nicht mehr, daß sie jemals Bedenken haben konnte, Jacqueline von dem zu sprechen, was Ren, zu Recht

ihre wahre Situation nannte. Anne-Marie hatte ihr wohl gesagt, sie werde verändert sein, wenn sie ihr Haus verlasse. Aber nie hätte sie geglaubt, daß sie so völlig anders sein könnte. Es erschien ihr nur natürlich, sich vor der noch strahlender, noch frischer zurückgekehrten Jacqueline nicht mehr wie früher zu verstecken, wenn sie badete oder sich anzog. Doch Jacqueline schenkte allem, was nicht sie selbst betraf, so wenig Interesse, daß sie auch weiterhin nichts bemerkt hätte, wäre sie nicht am zweiten Tag nach ihrer Rückkehr zufällig genau in dem Augenblick ins Badezimmer gegangen, als O aus dem Wasser und über den Rand der Badewanne stieg und die Eisenringe an ihrem Schoß gegen das Emaille klirrten.

Dieses ungewohnte Geräusch erregte ihre Aufmerksamkeit. Sie wandte den Kopf und sah gleichzeitig die Scheibe, die zwischen Os Beinen baumelte und die Querstreifen, die sich über Schenkel und Brüste zogen. "Was hast du denn da?" sagte sie.

Das war Sir Stephen", erwiderte O, und wie etwas ganz Selbstverständliches fügte sie hinzu: "Ren, hat mich ihm geschenkt und er hat mir eine Plaquette mit seinem Namen anschmieden lassen. Schau her." Und während sie sich mit ein Bademantel abtrocknete, trat sie so nah vor Jacqueline hin, die sich vor Staunen auf den lackierten Hocker gesetzt hatte, daß Jacqueline die Scheibe in die Hand nehmen und die Inschrift lesen konnte; dann ließ sie den Bademantel herabgleiten, drehte sich um und deutete mit der Hand auf das S und das H, das ihre Lenden höhlte, und sagte:

"Er hat mich auch mit seinen Initialen zeichnen lassen. Das übrige, das kommt von der Reitpeitsche. Gewöhnlich peitscht er mich selbst, aber manchmal läßt er mich auch von seiner schwarzen Dienerin auspeitschen."

Jacqueline starrte O an, ohne ein Wort herauszubringen. O lachte, dann wollte sie Jacqueline umarmen. Jacqueline stieß sie entsetzt von sich und floh ins Schlafzimmer. O trocknete sich in aller Ruhe vollends ab, parfümierte sich, bürstete ihr Haar. Sie zog das Taillenmieder an, die Strümpfe, die Pantöffelchen und als sie nun durch die Tür trat, begegnete sie im Spiegel dem Blick Jacquelines, die sich geistesabwesend vor dem Spiegel kämmte. "Schnüre mir das Korsett", sagte sie. "Du tust so überrascht. Rene ist in dich verliebt, hat er dir denn nichts gesagt?" - "Ich verstehe nicht", sagte Jacqueline.

Und sie platzte sogleich mit dem heraus, was sie am meisten erstaunte: "Man könnte meinen, du wärst stolz darauf,

ich verstehe das nicht."

"Wenn Ren, dich nach Roissy bringt, wirst du es verstehen. Hast du denn schon mit ihm geschlafen?"

Eine Blutwelle überströrnte das Gesicht Jacquelines, sie schüttelte den Kopf, aber so wenig überzeugend, daß O laut lachen mußte. "Du lügst, mein Herzchen, du bist dumm. Es, ist dein gutes Recht, mit ihm zu schlafen und das ist kein Grund, mich zurückzuweisen. Komm mit mir ins Bett, dann werde ich dir die Geschichte von Roissy erzählen." Fürchtete Jacqueline eine stürmische Eifersuchtsszene, gab sie aus Erleichterung oder aus Neugier nach, weil sie von O Erklärungen hören wollte oder einfach weil sie die Geduld, die Bedächtigkeit, die Leidenschaft liebte, mit der O sie liebkoste? Sie gab nach.

"Erzähle", sagte sie danach zu O. "Ja", sagte O. "Aber zuerst mußt du mir die Brüste küssen. Es ist Zeit, daß du dich daran gewöhnst, Wenn du Ren, von irgendeinem Nutzen sein willst."

Jacqueline gehorchte, und so gut, daß sie O zum Stöhnen brachte "Erzähle", sagte sie noch einmal.

Os Erzählung erschien Jacqueline trotz aller Genauigkeit und Klarheit, trotz des greifbaren Beweises, den O selbst darstellte, einfach phantastisch. "Im September gehst du wieder hin?", sagte sie. "Wenn wir aus dem Süden zurückkommen", sagte O. "Ich werde dich mitnehmen, oder Ren, nimmt dich mit."

"Anschauen möchte ich es mir schon einmal, sagte Jacqueline, aber nur anschauen."

"Natürlich, das läßt sich machen", sagte O, die vom Gegenteil überzeugt war, sich jedoch sagte, daß Sir Stephen ihr Dank wissen würde, wenn sie, O, Jacqueline dazu bringen könnte, die Schwelle von Roissy zu überschreiten - und danach würden die Diener, die Ketten und Peitschen dasein, um Jacqueline das Gehorchen zu lehren.

Sir Stephen hatte in der Nähe von Cannes eine Villa gemietet, wo sie den August verbringen sollte zusammen mit Ren,, Jacqueline und deren kleiner Schwester, die, Jacqueline gebeten hatte, mitbringen zu dürfen - nicht, weil sie die Kleine gern hatte, sondern weil ihre Mutter ihr dauernd in den Ohren lag, sie solle O um Erlaubnis bitten - und sie wußte bereits, daß ihr Schlafzimmer, wo Jacqueline wohl zumindest die Fiesta mit ihr verbringen würde, wenn Ren, nicht da war, von Sir Stephens Zimmer durch eine

nur scheinbar solide Wand getrennt war, hinter deren Trompe-loeil Dekorierung, einem durchbrochenen Lattenwerk, man nur einen Rollvorhang zu heben brauchte, um alles, was im Zimmer vorging so genau zu sehen und zu hören, als stünde man direkt vor dem Bett. Jacqueline würde Sir Stephens Blicken ausgeliefert sein, wenn O mit ihr im Bett lag, und sie würde es zu spät erfahren, um sich dagegen wehren zu können. O tat der Gedanke wohl, daß sie Jacqueline durch Verrat ausliefern würde, denn es kränkte sie, daß Jacqueline ihren Stand einer gebrandmarkten und gepeitschten Sklavin verachtete, auf den sie so stolz war.

O war noch nie im Süden gewesen. Der stetig blaue Himmel, das Meer, das sich kaum bewegte, die regungslosen Pinien unter der hohen Sonne, alles erschien ihr leblos und feindlich. "Keine richtigen Bäume", sagte sie traurig vor den duftenden Gehölzen voller Maulbeerbäumen und Zimtrosen, wo alle Steine, alle Moose, sich lauwarm anfühlten. Das Meer riecht nicht nach Meer, sagte sie auch. Sie warf ihm vor, nichts als ein paar häßliche, vergilbte Algen an den Strand zu spülen, die wie Mist aussahen, zu blau zu sein, das Ufer stets an der gleichen Stelle zu belecken. Aber im Garten der Villa, eines umgebauten ehemaligen Gehöfts, war man weit vom Meer.

Rechts und links schützten hohe Mauern vor den Nachbarn; der Dienertrakt ging auf der anderen Seite zur Einfahrt und die Gartenseite, wo Os Zimmer im ersten Stock direkt auf die Terrasse führte, lag nach Osten. Die Wipfel der hohen, dunklen Lorbeerbäume reichten bis an die Hohlziegel, die die Einfassung der Terrasse bildeten; eine Schilfwand hielt die Sonne im Süden ab, der Boden war mit den gleichen roten Fliesen belegt wie das Zimmer. Mit Ausnahme der Wand zwischen Os Zimmer und dem Sir Stephens - es war die Rückwand eines großen Alkovens, der vom übrigen Raum durch einen Mauerbogen und eine Art Barriere getrennt war, ähnlich einem Treppengeländer, mit gedrechselten Holzsprossen - waren alle Wände weiß gekalkt. Die dicken Teppiche auf den Fliesen waren aus weißer Baumwolle, die Vorhänge aus gelb und weißem Leinen. Es gab zwei Sessel, mit dem gleichen Leinen bezogen und blaue, dreifach zusammengelegte Faltmatratzen.

Das Mobiliar bestand nur aus einer sehr schönen, bauchigen Nußbaum-Kommode im Regence-Stil und einem sehr langen, schmalen Bauerntisch aus hellem Holz, der spiegelblank gescheuert war. O hängte ihre Kleider in einen Garderobenschrank. Die Kommodenplatte diente ihr als Frisiertisch.

Die kleine Natalie war im Nebenzimmer untergebracht und

morgens, wenn sie wußte, daß O auf der Terrasse ihr Sonnenbad nahm, kam sie zu ihr und legte sich neben sie. Sie war ein sehr weißes kleines Ding, rundlich und doch zart, ihre Augen waren schräg geschnitten, wie die ihrer Schwester, aber schwarz und glänzend, wodurch sie wie eine Chinesin aussah. Ihr schwarzes Haar lag in dichten Fransen über den Brauen und war im Nacken gerade geschnitten. Sie hatte kleine, bebende Brüste und kindliche, kaum gerundete Hüften. Auch sie hatte O durch Zufall gesehen, als sie auf die Terrasse hinausgelaufen war, wo sie ihre Schwester vermutete und wo O allein bäuchlings auf einer Faltmatratze lag. Doch was Jacqueline abgestoßen hatte, machte sie vor Verlangen und Neid fast verrückt; sie befragte ihre Schwester. Die Antworten, mit denen Jacqueline auch ihr Ekel einflößen wollte - sie erzählte der Kleinen, was O ihr selbst erzählt hatte - änderten nichts an Natalies Erregung, im Gegenteil. Sie hatte sich in O verliebt.

Es gelang ihr, dieses Geheimnis über eine Woche lang für sich zu behalten, dann richtete sie es am Spätnachmittag eines Sonntags so ein, daß sie mit O allein war.
Es war weniger heiß gewesen als sonst. Ren,, der am Vormittag lang
geschwommen war, schlief auf dem Sofa eines kühlen Zimmers im Erdgeschoß, Jacqueline, die es kränkte, daß er lieber schlafen wollte, hatte O in ihrem Alkoven aufgesucht. Meer und Sonne hatten sie bereits tief gebräunt: Haar, Brauen, Wimpern, das Vlies ihres Schoßes, die Achselhöhlen schienen silbrig überpudert zu sein und da sie nicht geschminkt war, hatte ihr Mund das gleiche Rosa wie die Muschel ihres Schoßes.

Damit Sir Stephen - dessen unsichtbare Gegenwart sie, so sagte sich O, an Jacquelines Stelle geahnt, gefühlt, erraten hatte - sie in allen Einzelheiten sehen konnte, hatte O ihr absichtlich mehrmals die Beine hochgeschlagen und sie bei voller Beleuchtung auseinandergehalten: sie hatte die Nachttischlampe angezündet. Die Jalousien waren heruntergelassen, das Zimmer war trotz der Lichtstrahlen, die durch die schlecht gefugten Latten drangen, fast dunkel. Jacqueline stöhnte fast eine Stunde lang unter Os Liebkosungen und begann schließlich laut zu schreien, wobei sie mit starren Brüsten und nach hinten gereckten Armen die beiden Hände um die Holzstangen krampfte, die das Kopfteil des italienischen Bettes bildeten, während O die von blassem Haar gesäumten Hügel auseinanderzog und die Zähne langsam in die Fleischkuppe preßte, wo sich zwischen den Schenkeln die zarten und weichen kleinen Lippen trafen.

O fühlte, wie sie unter ihrer Zunge brannte und steif wurde und ließ sie ohne Unterlaß schreien, bis sie sich mit einem Schlag entspannte, wie eine zerbrochene Feder, feucht vor Lust. Später ging Jacqueline wieder in ihr Zimmer zurück, wo sie sich schlafen legte; sie war wach und ausgehfertig, als Ren, sie um fünf Uhr zu einer Bootsfahrt mit Natalie abholen wollte, einer Fahrt in einem kleinen Segelboot, das sie oft benutzten; am Spätnachmittag erhob sich eine leichte Brise. "Wo ist Natalie?" sagte Ren,. Natalie war nicht in ihrem Zimmer, sie war nicht im Haus. Ren, rief im Garten nach ihr. Er ging bis zu dem kleinen Korkeichen-Wäldchen, das sich an den Garten anschloß, niemand antwortete ihm.

"Vielleicht ist sie schon in der Bucht", sagte Ren,, "oder im Boot." Sie gingen, ohne weiter zu rufen. In diesem Augenblick sah O, die auf der Terrasse auf der Faltmatratze lag, Natalie aufs Haus zulaufen. Sie stand auf, zog ihren Morgenrock an - sie war nackt gewesen, weil es so heiß war - und band gerade den Gürtel, als Natalie wie eine Furie hereinstürmte und sich auf sie warf.

"Sie ist fort, endlich ist sie fort", rief sie. "Ich habe sie gehört, O, ich habe euch beide gehört, ich habe an der Tür gehorcht. Du küßt sie, du streichelst sie. Warum streichelst du nicht mich, warum küßt du mich nicht? Weil ich schwarz bin, weil ich nicht hübsch bin? Sie liebt dich nicht, O, aber ich, ich liebe dich." Und sie brach in Schluchzen aus. "Na schön", sagte sich O. Sie drückte das kleine Mädchen in einen Sessel, nahm ein großes Taschentuch aus ihrer Kommode (es war eines von Sir Stephens Taschentüchern) und als Natalies Schluchzen ein wenig nachgelassen hatte, trocknete sie ihr das Gesicht, Natalie bat sie um Verzeihung und küßte ihr die Hände.

"Laß mich bei dir sein O, auch wenn du mich nicht küssen willst. Laß mich immer bei dir sein. Wenn du einen Hund hättest, ließest du ihn auch immer bei dir sein. Wenn du mich nicht küssen willst, sondern mich lieber schlagen möchtest dann kannst du mich schlagen, aber schick mich nicht weg."

"Schweig, Natalie, du weißt nicht, was du sagst", flüsterte O ganz leise. Die Kleine ließ sich O zu Füßen sinken, umklammerte ihre Knie und erwiderte, ebenfalls ganz leise: "Oh, doch! Ich weiß es sehr gut. Ich habe dich neulich morgens auf der Terrasse gesehen. Ich habe die Buchstaben gesehen und daß du große, blaue Male hast. Und Jacqueline hat mir gesagt" - "Hat dir was gesagt?" - "Wo du gewesen bist, O, und was man mit dir gemacht hat." - "Sie hat dir von Roissy erzählt?" - "Sie hat mir auch ge-

sagt, du wärst, du hättest .." - "Ich hätte was?" - "Du trügst eiserne Ringe", - "Ja", sagte O, "was noch?" - "Daß Sir Stephen dich alle Tage peitscht." - "Ja", sagte O wieder, "und er wird jetzt jeden Augenblick kommen. Geh, Natalie."

Natalie rührte sich nicht, sie hob nur den Kopf und O begegnete ihrem bewundernden Blick. "Nimm mich in die Lehre, O, ich bitte dich", sagte sie, "ich möchte sein wie du. Ich werde alles tun, was du mir sagst. Versprich mir, daß du mich mitnimmst, wenn du nach Roissy gehst." - "Du bist noch zu klein", sagte O. - "Nein, ich bin nicht zu klein, ich bin schon fünfzehn", rief sie wütend, "ich bin nicht mehr zu klein, frag Sir Stephen", wiederholte sie - denn er trat soeben ein.

Natalie erhielt die Erlaubis, bei O zu bleiben, und das Versprechen, daß sie nach Roissy gebracht würde. Aber Sir Stephen verbot O, ihr die kleinste Liebkosung beizubringen, sie zu küssen, und sei es auch nur auf den Mund, und sich von ihr küssen zu lassen. Sie sollte nach Roissy kommen, ohne von irgend jemandens Händen oder Lippen berührt worden zu sein. Dagegen verlangte er, da sie ohnehin immer bei O bleiben wollte, daß sie ihr auch nicht einen Augenblick von der Seite weichen solle, daß sie zusehen sollte, wie Os Mund ihre Schwester oder ihn selbst berührte, wie sie sich ihm hingab, sogar wie sie von ihm gepeitscht oder von der alten Norah mit Ruten geschlagen wurde.

Die Küsse, mit denen O ihre Schwester bedeckte, Os Mund auf dem Mund ihrer Schwester, ließen Natalie vor Eifersucht und Neid zittern. Aber sie saß unbeweglich auf dem Teppich des Alkovens am Fußende des Bettes, wie die kleine Dinarzade am Bett der Scheherezade, und sah jedesmal zu, wie O, am Holzgeländer festgebunden, sich unter der Reitpeitsche wand, wie O, auf den Knien liegend, demütig Sir Stephens mächtiges, aufgerichtetes Glied in ihrem Mund empfing, wie O, hingestreckt, selbst mit beiden Händen ihre Schenkel auseinanderhielt, um ihm ihre Lenden zu bieten, und sie empfand dabei nichts als Bewunderung, Ungeduld und Neid.

Vielleicht hatte O sich in Jacqueline getäuscht, als sie ihr eine Art gleichmütige Sinnlichkeit zuschrieb, vielleicht glaubte Jacqueline naiverweise, es könne ihr bei Ren, schaden, wenn sie sich O hingebe, jedenfalls hörte sie plötzlich damit auf. Gleichzeitig schien es, als halte Ren,, mit dem sie beinah alle ihre Nächte und alle ihre Tage zubrachte, auf Distanz. Nie benahm sie sich ihm gegenüber wie eine Verliebte. Sie sah ihn mit kalten

Blicken an und wenn sie ihm zulächelte, so stieg das Lächeln nicht bis zu ihren Augen.

Selbst wenn sie sich bei Ren, ebenso rückhaltlos ihrer Wollust hingab wie bei O, und das war wohl der Fall, so konnte O sich des Gedankens nicht erwehren, daß diese Hingabe nicht sehr tief ging. Während man Ren, in ihrer Gegenwart vor Verlangen vergehen sah, gelähmt von einer Liebe, die ihm fremd gewesen war, einer ängstlichen Liebe, die stets fürchtete, einseitig zu sein, auf Ablehnung zu stoßen. Er lebte und schlief im gleichen Haus mit Sir Stephen, im gleichen Haus mit O, er frühstückte, aß mit Sir Stephen, mit O, ging mit ihnen aus, machte Spaziergänge, plauderte mit ihnen: er sah sie nicht, er hörte sie nicht.

Er sah, hörte, sprach durch sie hindurch, an ihnen vorbei, und in einem stummen und erschöpfenden Bemühen, so wie man sich im Traum abmüht, eine abfahrende Tram zu erreichen, sich an die Brüstung der einstürzenden Brücke zu klammern, versuchte er unablässig, den Daseinszweck, die Wahrheit Jacquelines zu ergründen, die irgendwo unter ihrer goldenen Haut existieren mußte, wie der Mechanismus unter dem Porzellan, der die Puppen schreien läßt.

"Da ist er also", sagte sich O, "jetzt ist er da, der Tag, den ich so sehr gefürchtet habe, der Tag, an dem ich für Ren, nur noch ein Schatten aus einem früheren Leben sein würde. Und ich bin nicht einmal traurig, und er tut mir nur leid, und ich kann ihn tagtäglich sehen, ohne Bitterkeit, ohne Bedauern, und es kränkt mich nicht, daß er mich nicht mehr begehrt. Dabei ist es erst ein paar Wochen her, daß ich zu ihm lief und ihn anflehte, mir zu sagen, ich liebe dich. War das meine ganze Liebe? So oberflächlich, so leicht zu trösten? Nicht einmal Trost brauche ich: Ich bin glücklich. Brauchte er denn, damit ich mich von ihm löste und in anderen Armen so leicht zu einer neuen Liebe finde, weiter nichts zu tun, als mich Sir Stephen zu geben?" Aber was war Ren, denn neben Sir Stephen?

Stricke aus Heu, Seile aus Stroh, Kugeln aus Kork, das waren Symbole für die Bande, mit denen er sie an sich gefesselt hatte, sonst hätte er nicht so schnell aufgegeben.

Welche Beruhigung dagegen, welche Wonne der Eisenring, der das Fleisch durchbohrt und für immer lastet, das Brandmal, das nie mehr erlischt, die Hand eines Gebieters, die einen auf ein Felsenbett streckt, die Liebe eines Gebieters, der sich mitleidlos zu nehmen weiß, was er liebt. Und O sagte sich, daß sie letztlich Ren, nur deshalb geliebt habe, um

die Liebe zu lernen und sich um so besser als glückliche Sklavin Sir Stephen hingeben zu können. Aber wenn sie sah, wie Ren,, der mit ihr so frei umgegangen war - und sie hatte ihn deswegen geliebt - jetzt wie mit bleiernen Füßen umherging, als wären seine Beine im Wasser und Schilfwerk eines scheinbar unbeweglichen Teiches gefangen, den unterirdische Strömungen durchziehen, empfand O wilden Haß auf Jacqueline.

Erriet Ren, das, ließ O es unvorsichtigerweise durchblicken? Sie beging einen Fehler. Die beiden Mädchen waren eines Nachmittags allein nach Cannes zum Friseur gefahren und hatten danach auf der Terrasse von La R,serve Eis gegessen. Jacqueline, in schwarzen Seeräuberhosen und schwarzem Leinenpullover, war so glatt, so golden, so hart und so klar in der strahlenden Sonne, daß sie sogar die Kinder ausstach, und so nonchalant, so verschlossen.

Sie sagte O, daß sie mit dem Regisseur verabredet sei, mit dem sie in Paris gearbeitet hatte, da Außenaufnahmen gemacht werden sollten, wahrscheinlich in den Bergen hinter Saint-Paul-deVence. Der junge Mann war schon da, energisch und entschlossen. Er brauchte nicht zu sprechen. Daß er in Jacqueline verliebt war, merkte man auch so. Man brauchte ihn nur anzusehen. Das war nicht weiter überraschend. Weit überraschender war Jacqueline. Sie lag in einem Schaukelstuhl, hörte ihm zu, wie er von den Daten sprach, die festgelegt, Verabredungen, die getroffen werden müßten und von der Schwierigkeit, genügend Geld aufzutreiben, um den begonnenen Film fertigzustellen.

Er duzte Jacqueline, die nur durch Nicken und Kopfschütteln antwortete und die Augen halb geschlossen hielt. O saß ihr gegenüber, der junge Mann zwischen ihnen. Sie konnte mühelos feststellen, daß Jacqueline hinter ihren gesenkten Lidern und im Schutz der unbeweglichen Wimpern das Verlangen des jungen Mannes belauerte, beobachtete, wie sie es immer tat und dabei glaubte, daß niemand es bemerke.

Aber das Seltsamste war ihre Verwirrung, ihre Hände hingen kraftlos herunter, ihr Gesicht war ernst ohne die Spur eines Lächelns, noch nie hatte O sie so vor Ren, gesehen. Das Lächeln, das O für den Bruchteil einer Sekunde über die Lippen zucken sah, als sie sich vorbeugte, um ihr Glas mit Eiswasser abzustellen und ihre
Blicke sich kreuzten, bewies, daß Jacqueline sich durchschaut wußte.

Sie nahm es gelassen hin, O dagegen errötete. "Ist dir zu heiß?" sagte Jacqueline. "Wir gehen in fünf Minuten. Im

übrigen steht es dir sehr gut." Dann lächelte sie wieder, und sah dabei mit so zärtlicher Hingabe ihren Tischnachbarn an, daß man glaubte, er müsse einfach aufspringen und sie küssen. Aber nein. Er war zu jung um zu wissen, wieviel Schamlosigkeit sich in Ruhe und Schweigen ausdrucken kann.

Er ließ Jacqueline aufstehen, ihm die Hand reichen und sich verabschieden. Sie würde ihn anrufen. Dann verabschiedete er sich von dem Schatten, der O für ihn war, und blieb auf dem Trottoir stehen, bis der schwarze Buick auf der Straße zwischen den sonnendurchglühten Häusern und dem viel zu blauen Meer davongeglitten war.

Die Palmen wirkten wie aus Blech gestanzt, die Spaziergänger wie halb geschmolzene Wachspuppen, die ein absurder Mechanismus in Bewegung hält.

"Gefällt er dir so gut?" sagte O zu Jacqueline, als der Wagen aus der Stadt fuhr und in die obere Corniche einbog. "Geht dich das etwas an?" erwiderte Jacqueline. "Es geht Ren, an, erwiderte O. Was Ren, sonst noch angeht und Sir Stephen, außerdem ein paar andere Männer, wenn ich recht verstanden habe, fuhr Jacqueline fort, ist die Tatsache, daß du nicht richtig dasitzt. Du wirst dein Kleid verknittern." O rührte sich nicht.

"Und ich habe geglaubt, sagte Jacqueline weiter, daß du auch niemals die Beine überschlagen darfst?" Aber O hörte nicht mehr zu. Was bedeuteten ihr Jacquelines Drohungen? Bildete Jacqueline sich ein, ihre Drohung, dieses kleine Vergehen zu
verraten, könnte O daran in ein, sie bei Ren, anzuschwärzen? Nicht daß O keine Lust dazu gehabt hätte. Doch Ren, würde den Gedanke nicht ertragen, daß Jacqueline ihn belog und daß sie frei über sie selbst verfügen wollte.

Wie konnte sie Jacqueline beibringen, daß sie nur deshalb schweigen würde, damit sie nicht sehen müßte, wie Ren, das Gesicht verlor, erbleichte um einer anderen willen, und vielleicht schwach genug war, sie nicht zu bestrafen? Und auch und vor allem, weil sie fürchtete, daß Ren,s Zorn sich gegen sie selbst richten könne, die Unglücksbotin, die Verräterin.

Wie konnte sie Jacqueline sagen daß sie schweigen werde, ohne daß es nach einem Handel aussehe würde, gibst du mir, so geb' ich dir? Denn Jacqueline glaubte, O habe schreckliche Angst, eine Angst, die sie zu Eis erstarren ließ, vor dem was ihr widerfahren würde, wenn Jacqueline sprechen sollte.

Als sie im Hof des alten Hauses aus dem Wagen stiegen, hatten sie noch immer kein Wort miteinander gesprochen. Jacqueline pflückte, ohne O anzusehen, einen weißen Geranienstengel von der Rabatte vor dem Haus. O ging so dicht hinter ihr, daß sie den zarten und kräftigen Duft des Blattes roch, das Jacqueline zwischen den Händen zerrieb.

Glaubte sie, damit den Geruch ihres eigenen Schweißes verdecken zu können, der das Gewebe ihres Pullovers unter den Achseln kleben und noch schwärzer erscheinen ließ? In der großen rot gefliesten und weißgekalkten Halle war Ren, allein. "Ihr kommt spät, sagte er, als sie eintraten. Sir Stephen erwartet dich nebenan, fuhr er zu O gewandt fort er braucht dich, er ist sehr ärgerlich."

Jacqueline lachte laut und O schaute sie an und errötete. "Ihr hättet euch eine andere Zeit aussuchen können, sagte Ren,, der Jacquelines Lachen und Os Verwirrung falsch auslegte. "Nein, nicht das, sagte Jacqueline, aber du weißt nicht, Ren,, daß eure schöne Folgsame gar nicht so folgsam ist, wenn ihr nicht dabei seid. Schau ihr Kleid an, wie es verknittert ist."

O stand mitten im Zimmer, vor Ren,. Er sagte, sie sollte sich umdrehen, sie konnte sich nicht bewegen. "Und sie schlägt die Beine über, fuhr Jacqueline fort, aber das könnt ihr natürlich nicht feststellen. Auch nicht, daß sie sich junge Männer anlacht." - "Das ist nicht wahr", schrie O, "das tust nur du!" und sie stürzte sich auf Jacqueline.

Ren, hielt sie fest, als wollte sie Jacqueline schlagen und sie wehrte sich in seinen Händen nur um des Vergnügens willen, sich als die Schwächere zu fühlen, ihm ausgeliefert. Als sie den Kopf hob, sah sie Sir Stephen unter der Tür stehen. Jacqueline hatte sich aufs Sofa geworfen, ihr kleines Gesicht war hart vor Furcht und vor Wut und O fühlte, daß Ren,, obgleich er alle Hände voll zu tun hatte, sie festzuhalten, nur Jacqueline ansah. Sie gab ihren Widerstand auf und wiederholte nur, voll Verzweiflung darüber, in Sir Stephens Gegenwart angeklagt zu werden, diesmal mit leiser Stimme: "Es ist nicht wahr, ich schwöre, daß es nicht wahr ist."

Wortlos und ohne Jacqueline eines Blickes zu würdigen bedeutete Sir Stephen Ren,, O loszulassen, und O, hinauszugehen. Doch kaum war sie draußen, als sie an die Wand gepreßt wurde, an Schoß und Brüsten gepackt, ihr Mund von Sir Stephens Zunge geöffnet, bis sie vor Glück und Erleichterung stöhnte. Die Spitzen ihrer Brüste wurden

steif unter Sir Stephens Hand. Mit der anderen Hand griff er so brutal in ihren Schoß, daß sie glaubte, ohnmächtig zu werden.

Würde sie jemals wagen, ihm zu gestehen, daß keine Wollust, keine Freude, keine Vorstellung dem Glück nahe kam, das ihr die Freiheit gab, mit der er über sie verfügte, der Gedanke, daß er wußte, daß er ihr gegenüber keine Schonung zu üben brauchte, keine Grenzen einzuhalten, wenn er an ihrem Körper seine Lust suchte.

Die Gewißheit, daß er sie nur berührte, um sie zu liebkosen oder zu schlagen, ihr etwas nur befahl, weil er danach Verlangen trug, die Gewißheit, daß er nur sein eigenes Begehren stillen wollte, machte O so überglücklich, daß sich schon beim bloßen Gedanken daran, ein Flammenkleid, ein brennender Harnisch, der ihr von den Schultern bis zu den Knien reichte, über sie senkte. So wie jetzt, als sie mit geschlossenen Augen an der Wand lehnte, flüsterte - "ich liebe Sie", wenn ihr Atem nicht aussetzte und Sir Stephens Hände an ihr auf und ab wanderten und das Feuer noch mehr entflammten, obgleich sie kühl waren wie Quellwasser.

Er ließ behutsam von ihr ab, strich den Rock wieder über die feuchten Schenkel, schloß das Bolerojäckchen über den starren Brüsten. "Komm, O", sagte er, "ich brauche dich." Jetzt schlug O die Augen auf und sah plötzlich, daß noch jemand da war. Der große, nackte und weißgekalkte Raum, der dem vorhergehenden glich, hatte ebenfalls eine große Tür auf der Gartenseite, und auf der Terrasse, die vor dem Garten lag, saß, Zigarette im Mund, in einem Korbstuhl, eine Art kahlköpfiger Riese, dessen gewaltiger Bauch das offene Hemd und die Leinenhose spannte, und schaute O an.

Er stand auf und trat zu Sir Stephen, der O vor sich herschob. O sah jetzt, daß der Mann das Abzeichen von Roissy trug, eine Scheibe, die an einer Uhrkette baumelte. Dennoch stellte Sir Stephen ihn höflich O vor, nannte ihn "der Kommandeur" ohne einen Namen anzugeben und zum ersten Mal seit sie mit Gästen des Schlosses Roissy zusammenkam erlebte sie die šberraschung, daß jemand (Sir Stephen ausgenommen) ihr die Hand küßte.

Sie blieben alle drei im Zimmer, das Fenster blieb geöffnet; Sir Stephen ging zum Eckkamin und läutete. O sah auf dem chinesischen Tisch neben dem Sofa die Whiskyflasche, den Siphon und die Gläser. Er klingelte also nicht nach Getränken. Zugleich sah sie auf dem Boden neben dem Kamin eine große, weiße Schachtel. Der Mann aus Roissy hatte sich auf einen Strohsessel gesetzt, Sir Stephen saß schräg

auf der Kante des runden Tisches und ließ ein Bein baumeln.

O, der das Sofa angewiesen wurde, hatte gelehrig ihren Rock hochgeschlagen und spürte den weichen Baumwollpique der provenzialischen Decke an ihren Schenkeln. Norah trat ein. Sir Stephen befahl ihr, O zu entkleiden und ihre Kleider wegzubringen. O ließ sich ihr Bolero ausziehen, ihr Kleid, das Stäbchenkorsett, das ihr die Taille einschnürte, die Sandalen.

Sobald sie nackt war, ging Norah hinaus und O, die automatisch in die Gepflogenheiten von Roissy verfiel und überzeugt war, daß Sir Stephen von ihr nur völligen Gehorsam erwartete, blieb inmitten des Raumes stehen und hielt den Blick so beharrlich gesenkt, daß sie mehr erriet als sah, wie Natalie, ganz in schwarz wie ihre Schwester, stumm und barfuß zur Fenstertür hereinglitt.

Zweifellos hatte Sir Stephen bereits von Natalie gesprochen; er begnügte sich damit, dem Besucher, der keine Fragen stellte, ihren Namen zu nennen und bat sie, die Gläser zu füllen. Sobald sie Whisky, Soda und Eis herumgereicht hatte (und in der Stille wirkte das Klirren der Eiswürfel gegen das Glas wie ein ohrenbetäubender Lärm) erhob der Kommandeur sich mit dem Glas in der Hand von dem Strohstuhl, auf dem er während Os Entkleidung gesessen war, und trat zu ihr. O glaubte, daß er mit der freien Hand ihre Brust oder ihren Schoß berühren werde.

Aber er rührte sie nicht an, betrachtete sie nur eingehend, von ihrem geöffneten Mund bis zu den offenen Knien. Er ging um sie herum, musterte ihre Brüste, ihre Schenkel, ihre Lenden, und diese schweigende Musterung, die Nähe dieses riesigen Körpers verwirrten O so sehr, daß sie nicht wußte, ob sie vor ihm fliehen wollte oder ob sie sich im Gegenteil wünschte, daß er sie zu Boden werfen und erdrücken würde.

Sie war so verwirrt, daß sie die Beherrschung verlor und die Augen hilfesuchend zu Sir Stephen erhob. Er begriff, lächelte, trat zu ihr, nahm ihre beiden Hände und hielt sie hinter ihrem Rücken in seiner Hand fest. Sie lehnte sich mit geschlossenen Augen an ihn und wie in einem Traum oder wie im Dämmer eines Erschöpfungszustandes hörte sie so wie sie einmal als Kind kurz nach dem Erwachen aus einer Narkose die Pflegerinnen, die sie noch bewußtlos glaubten, über sie hatte sprechen hören, über ihr Haar, ihre blasse Haut, ihren flachen Bauch, an dem eben der Flaum zu sprossen begann, - die Stimme des Fremden, der Sir Stephen zu ihr beglückwünschte und besonders auf die

Vorzüge ein wenig schwerer Brüste und einer schmalen Taille hinwies, der Eisen, die dicker, schwerer und auffallender waren als üblich. Zugleich wurde ihr klar, daß Sir Stephen zweifellos versprochen hatte, sie in der kommenden Woche auszuleihen, weil man ihm dafür dankte. Worauf Sir Stephen sie im Nacken faßte, ihr sanft gebot, aufzuwachen und zusammen mit Natalie ihn oben in ihrem Zimmer zu erwarten.

Wie kam es, daß sie so sehr verwirrt war, und daß Natalie, trunken vor Freude bei dem Gedanken, jemand anders als Sir Stephen würde O öffnen, eine Art Indianertanz um sie herum aufführte? Sie schrie: "Glaubst du, daß er auch in deinen Mund will, O? Du hast nicht gesehen, wie er deinen Mund angestarrt hat. Ah! Du Glückliche, alle wollen dich haben. Er wird dich bestimmt auspeitschen: er hat mindestens dreimal die Striemen geprüft, an denen man sieht, daß du gepeitscht worden bist. Wenigstens wirst du dann nicht an Jacqueline denken". "Aber ich denke doch nicht die ganze Zeit an Jacqueline", erwiderte O, "du bist dumm". - "Nein! Ich bin nicht dumm", sagte die Kleine, "ich weiß genau, daß sie dir fehlt." Das stimmte, aber nicht ganz.

Was O fehlte, war nicht eigentlich Jacqueline, sondern ganz einfach ein Mädchenkörper mit dem sie machen konnte, was sie wollte. Wäre Natalie ihr nicht verboten gewesen, sie hätte Natalie genommen und sie übertrat dieses Verbot nur deshalb nicht, weil sie sicher war, daß man ihr Natalie in wenigen Wochen in Roissy geben würde und daß Natalie zum ersten Mal vor ihr, und durch sie und dank ihrer ausgeliefert würde.

Sie brannte darauf, die Mauer aus Luft, aus Raum, aus Leere niederzureißen, die zwischen Natalie und ihr stand, und zugleich genoß sie die Erwartung, die ihr auferzwungen war. Sie sagte es Natalie, die den Kopf schüttelte und ihr nicht glaubte. "Wenn Jacqueline da wäre", sagte sie, "und es sich gefallen ließe, würdest du sie liebkosen". - "Natürlich", sagte O und lachte. "Da siehst du ... " fing das Kind wieder an.

Wie sollte man, wenn überhaupt, ihr erklären, daß O keineswegs so sehr in Jacqueline verliebt war, übrigens auch nicht in Natalie oder in irgend ein Mädchen im besonderen, sondern einfach in Mädchen ganz allgemein, verliebt wie man in sein eigenes Bild verliebt sein kann - nur daß sie die anderen immer weit bezaubernder und weit schöner fand, als sich selbst.

Die Lust, die es ihr bereitete, eine Frau unter ihren

Händen keuchen zu hören, zu sehen, wie ihre Augen sich schlossen, die Spitzen ihrer Brüste sich unter ihren Lippen und ihren Zähnen aufrichteten - in sie einzudringen, mit ihren Händen in Schoß und Lenden einzudringen und zu spüren, wie sie sich um ihre Finger schloß und ihr Stöhnen zu hören, machte O schwindelig - diese Lust war nur deshalb so durchdringend, weil sie O ständig und zuverlässig bewies, welche Lust sie selbst verschaffte, wenn sie sich fest und stöhnend um jemand schloß, mit dem Unterschied, daß sie sich nicht vorstellen konnte, sich einer Frau so hinzugeben, wie diese sich ihr hingab, sondern nur einem Mann.

Außerdem schien es ihr, daß die Mädchen, die sich ihr hingaben, rechtens das Eigentum des Mannes waren, dem sie selbst gehörte und daß sie nur als sein Stellvertreter handelte.

Wäre Sir Stephen in den vergangenen Tagen ins Zimmer gekommen, als Jacqueline zur Stunde der Siesta bei ihr lag, sie hätte ohne das geringste Bedauern, ja mit äußerstem Vergnügen, Jacquelines Schenkel mit ihren eigenen Händen für ihn auseinandergezwungen, wenn es ihm gefallen hätte, sie zu nehmen, anstatt sie nur durch die durchbrochene Zwischenwand zu beobachten, wie er es getan hatte.

Man konnte O auflassen wie einen Jungfalken, sie war ein Raubvogel, der von Natur aus "abgetragen" und "berichtigt" war und sich auf die Beute stürzen und sie dem Jäger zutragen würde. Und siehe da . . .

Als sie jetzt wieder mit klopfendem Herzen an Jacquelines zarte und rosige Lippen unter dem blonden Rauchwerk ihres Schoßes dachte, an den noch zarteren und rosigeren Ring zwischen ihren Lenden, den sie nur dreimal zu durchstoßen gewagt hatte, hörte sie Sir Stephen in seinem Zimmer.

Sie wußte, daß er sie sehen konnte, während sie selbst ihn nicht sah, und wieder einmal fühlte sie, wie glücklich sie über diese ständige Gefangenschaft war, in der seine Blicke sie hielten.

Die kleine Natalie saß mitten im Zimmer auf dem weißen Teppich und sah aus wie eine Fliege in der Milch während O, die vor ihrem improvisierten Frisiertisch, der bauchigen Kommode stand und sich in dem darüberhängenden alten Spiegel bis zur Mitte sehen konnte, leicht grünlich und verschwommen wie auf der Oberfläche eines Teiches, an die Kupferstiche vom Ausgang des vorigen Jahrhunderts erinnerte, auf denen Frauen abgebildet sind, die im Hochsommer nackt im Halbdämmer ihrer Gemächer herumgehen.

Als Sir Stephen die Tür aufstieß, drehte sie sich so heftig von der Kommode um, daß die Ringe zwischen ihren Beinen klirrend an einen der Bronzegriffe schlugen. "Natalie", sagte Sir Stephen, "hole die weiße Schachtel, die unten im zweiten Zimmer liegt."

Natalie kam zurück, legte den Karton aufs Bett, öffnete ihn und holte den Inhalt heraus, wickelte Stück für Stück aus der Seidenpapierhülle und reichte eines nach dem anderen Sir Stephen. Es waren Masken. Kopfputz und Masken zugleich, sie waren so gearbeitet, daß sie Mit Ausnahme von Mund und Kinn, den ganzen Kopf bedeckten und schmale Schlitze für die Augen freiließen. Sperber, Falke, Käuzchen, Fuchs, Löwe, Stier, lauter Tiermasken, menschlichen Maßen angepaßt, aber aus dem Fell oder dem Gefieder der echten Tiere gefertigt, die Augenhöhlen von Wimpern gesäumt, wenn das betreffende Tier Wimpern hatte (wie der Löwe).

Pelz und Federn reichten dem Träger bis über die Schultern. Man brauchte nur ein ziemlich breites Band, das unter dieser Art Nackenhaube verborgen war, festzuziehen und die Maske lag dicht über der Oberlippe (für jedes Nasenloch war eine ™ffnung vorgesehen) und an den Wangen an. Eine Versteifung aus Pappmache, zwischen dem šberzug und dem Fellfutter hielt das ganze in der Fasson. Vor dem großen Spiegel, wo sie sich von Kopf bis Fuß sah, probierte O alle Masken.

Die seltsamste Maske, die O am meisten verwandelte und zugleich am besten zu ihr zu passen schien, stellte ein Käuzchen dar, die fahlroten und beigen Federn verschmolzen mit ihrer Sonnenbräune; das Federkleid bedeckte ihre Schultern fast völlig, reichte bis zur Mitte des Rückens und vom bis zum Ansatz der Brüste. Sir Stephen gebot ihr, das Lippenrot wegzuwischen, und als sie die Maske abnahm, sagte er:

"Du wirst also beim Kommandeur das Käuzchen sein. Aber, O, verzeih mir, du wirst an der Kette geführt werden. Natalie, schau in der ersten Schublade meines Schreibschranks nach, dort wirst du eine Kette und eine Zange finden. Natalie brachte die Kette und die Zange, mit der Sir Stephen das letzte Glied der Kette öffnete und in den zweiten Ring fügte, den O am Schoß trug, es dann wieder zusammendrückte.

Die Kette, die aussah, wie eine Hundekette - und auch eine war - war eineinhalb Meter lang und endete in einem Karabinerhaken. Nachdem O die Maske wieder aufgesetzt

hatte, befahl Sir Stephen Natalie, das Ende der Kette zu nehmen und O im Zimmer herumzuführen.

Natalie machte dreimal die Runde um das Zimmer und zog die nackte und maskierte O am Schoß hinter sich her. "Ja", sagte Sir Stephen, "der Kommandeur hat recht gehabt, du mußt auch vollständig enthaart werden. Das kommt morgen. Heute behältst du deine Kette an."

An diesem Abend saß O zum ersten Mal nackt mit Jacqueline, Natalie, Ren, und Sir Stephen bei Tisch. Die Kette lief zwischen ihren Beinen hindurch, über die Lenden nach oben und schlang sich um ihre Taille. Norah bediente allein und O wich ihrem Blick aus: vor zwei Stunden hatte Sir Stephen sie rufen lassen.

Die frischen Platzwunden entsetzten das junge Mädchen im Kosmetiksalon, wo O sich am folgenden Tag epilieren ließ, noch mehr als die Eisen und die Brandmale. Es nützte nichts, daß O ihr erklärte, diese Enthaarungsmethode, bei der man das hart gewordene Wachs zusammen mit den Haaren mit einem Griff abreißt, sei nicht weniger schmerzhaft als ein Peitschenhieb, daß sie ihr, wenn sie auch nicht ihre gesamten Lebensumstände darlegte, doch immer wieder sagte, sogar zu erklären versuchte, wie glücklich sie sei, nichts konnte die Empörung und das Grauen mildem.

Os Beschwichtigungsversuche führten nur dazu, daß sie danach nicht mehr, wie im ersten Augenblick, mit Mitleid betrachtet wurde, sondern voll Abscheu. Sie bedankte sich sehr freundlich, als sie fertig war und die Kabine verließ, in der man sie wie zur Liebe ausgespreizt hatte, hinterließ ein stattliches Trinkgeld und fühlte dennoch deutlich, daß sie eher hinausgeworfen als verabschiedet wurde.

Was kümmerte es sie! Ihr war es völlig klar, daß der Kontrast zwischen dem Pelzwerk ihres Schoßes und dem Gefieder der Maske zu groß war, daß das Aussehen einer ägyptischen Statue, das die Maske ihr verlieh und das durch die breiten Schultern, schmalen Hüften und langen Beine noch betont wurde, ein überall gleich glattes Fleisch erforderte.

Doch einzig die Standbilder von Göttinnen wilder Völker zeigten so hoch und deutlich die Spalte des Schoßes, zwischen deren Lippen der feine Grat noch zarterer Lippen erscheint. Sah man sie jemals von Ringen durchbohrt? O dachte an das rothaarige rundliche Mädchen bei Anne-Marie, die gesagt hatte, daß ihr Gebieter sich ihres Ringes nur bediene, um sie am Fußende seines Bettes anzuketten und

auch, daß sie stets epiliert sein mußte, weil er sie nur dann völlig nackt fand.

O fürchtete, Sir Stephen zu mißfallen, der sie so gern an ihrem Vlies zog, doch sie täuschte sich: Sir Stephen fand sie noch erregender, und als sie ihre Maske wieder aufgesetzt hatte - ihr Mund war ungeschminkt wie die Lippen ihres Schoßes und so bleich - streichelte er sie beinah schüchtern, wie man ein Tier streichelt, das man zähmen will.

Er hatte nicht gesagt, wohin er sie führen wollte, auch nicht, wann sie aufbrechen würden oder wen der Kommandeur zu Gast geladen hatte. Er schlief den ganzen Nachmittag bei ihr und ließ das Abendessen für sich und O im Schlafzimmer servieren. Sie fuhren eine Stunde vor Mitternacht im Buick ab, O in einem großen, braunen Lodencape und mit Holzschuhen an den Füßen, Natalie, in schwarzer Hose und schwarzem Pullover, hielt sie an der Kette, deren Haken an dem Armband befestigt war, das sie am rechten Handgelenk trug.

Sir Stephen chauffierte. Der Mond war fast voll, er stand hoch am Himmel und erhellte in großen, schneeweißen Tupfen die Straße, die Bäume und die Häuser der Dörfer, durch die sie fuhren, ließ alles, was er nicht beleuchtete, schwarz wie Tusche. Noch standen da und dort ein paar Leute vor den Haustüren, die neugierig aufsahen, wenn der geschlossene Wagen an ihnen vorbeifuhr (Sir Stephen hatte das Verdeck nicht zurückgeschlagen). Hunde bellten.

Auf der dem Mondlicht zugewandten Seite sahen die Olivenbäume aus wie silberne Wolken, die zwei Meter über dem Boden dahinzogen, die Zypressen wie schwarze Federn. Das einzig Wirkliche an dieser Landschaft, die von der Nacht ins Phantastische überhöht wurde, war der Duft von Salbei und Lavendel.

Die Straße stieg noch immer an, doch noch immer lastete der gleiche Gluthauch über der Erde. O ließ ihr Cape von den Schultern gleiten. Niemand würde sie sehen, kein Mensch war unterwegs. Nach weiteren zehn Minuten Fahrt, die an einem immergrünen Eichenwald über der einen Straßenseite entlangführte, bremste Sir Stephen vor einer langen Mauer. Beim Herannahen des Wagens öffnete sich ein Einfahrtstor. Sir Stephen parkte in einem Vorhof, während das Tor hinter ihm wieder geschlossen wurde, stieg aus, ließ Natalie und O aussteigen, die auf seinen Befehl Cape und Holzschuhe im Wagen zurückließen.

Er öffnete die Tür zu einem Renaissance-Kreuzgang, der nur

aus drei Galerien bestand, auf der vierten Seite ging der geflieste Innenhof in eine ebenfalls geflieste Terrasse über. Ein Dutzend Paare tanzte auf der Terrasse und im Hof, einige tief dekolletierte Frauen und Männer im weißen Smoking saßen an den kleinen, von Kerzen erleuchteten Tischen, der Plattenspieler stand unter der Galerie zur Linken, ein Büfett auf der rechten Seite.

Aber der Mond gab genauso viel Licht wie die Kerzen und als er direkt auf O fiel, die von einem kleinen schwarzen Schatten Natalies vorwärtsgezogen wurde, hörten die Paare zu tanzen auf und die Männer, die an den Tischen saßen, erhoben sich.

Der Kellner am Plattenspieler, der spürte, daß etwas im Gange war, drehte sich um und stellte vor šberraschung den Plattenspieler ab. O ging nicht mehr weiter, Sir Stephen, der unbeweglich zwei Schritte hinter ihr stand, wartete ebenfalls. Der Kommandeur schob die Leute beiseite, die sich um O geschart hatte und von denen einige bereits Fackeln herbeibrachten, um sie genauer zu sehen. "Wer ist sie", fragten alle, "wem gehört sie?" - " Ihnen, wenn Sie wünschen", sagte er und zog Natalie und O zu einer Ecke der Terrasse, wo eine Steinbank, mit einer Faltmatratze bedeckt, an einem Mäuerchen stand.

Als O sich gesetzt hatte, den Rücken an der Mauer, die Hände auf den Knien ruhend, Natalie, die noch immer die Kette hielt, zur Linken auf dem Boden ihr zu Füßen, drehte er sich von ihr weg. O suchte mit den Augen Sir Stephen und sah ihn nicht sofort. Dann erspähte sie ihn in einem Liegesessel in der anderen Ecke der Terrasse. Er konnte sie sehen, sie war beruhigt. Die Musik hatte wieder eingesetzt, die Tänzer tanzten wieder. Einige Paare näherten sich ihr zuerst wie zufällig im Vorübertanzen, dann eines von ihnen ganz unverhohlen, die Frau zog den Mann mit sich.

O starrte sie mit ihren schwarzumrandeten Augen an, die unter dem Gefieder weit aufgerissen waren wie die Augen des Nachtvogels, den sie darstellte, und die Illusion war so vollständig, daß niemand auch nur auf den Gedanken kam, eine Frage zu stellen, ganz als wäre sie wirklich ein Käuzchen, taub gegen die menschliche Sprache und stumm.

Von Mitternacht bis zum ersten Morgenlicht, das gegen fünf Uhr den Himmel im Osten bleichte, während das Licht des im Westen untergehenden Mondes schwächer wurde, umkreiste man sie immer wieder, immer wieder öffnete man ihre Knie, hob die Kette hoch, brachte einen dieser zweiarmigen provenzalischen Leuchter herbei - und sie spürte, wie die

Kerzenflamme ihr die Innenseite der Schenkel wärmte - um zu sehen, wie die Kette an ihr befestigt war; ein betrunkener Amerikaner faßte sogar lachend an das Ende, doch als ihm klar wurde, daß seine Hand das Fleisch gepackt hielt und das Eisen, das dieses Fleisch durchdrang, wurde er plötzlich nüchtern und O sah in seinem Gesicht den gleichen Abscheu und die gleiche Verachtung, die sie bereits im Gesicht des jungen Mäd-chens im Kosmetiksalons gesehen hatte; er verschwand.

Ein sehr junges Mädchen mit nackten Schultern und einem winzigen Perlenhalsband, in einem weißen Debütantinnenkleid mit zwei Teerosen an der Taille, kleinen Goldsandalen an den Füßen, wurde von einem jungen Mann aufgefordert, sich dicht neben O an ihre rechte Seite zu setzen, dann nahm er ihre Hand, zwang sie, Os Brüste zu streicheln, die unter der leichten kühlen Hand erbebten, Os Schoß zu berühren und den Ring und das Loch, durch das der Ring geschoben war, die Kleine gehorchte schweigend und als der junge Mann ihr sagte, er werde mit ihr das gleiche machen, schreckte sie nicht zurück.

Doch selbst diejenigen, die so über O verfügten, die sie wie ein Vorführmodell behandelten oder wie ein Demonstrationsobjekt, richteten nicht ein einziges Mal das Wort an sie. War sie denn eine Steinfigur, eine Wachspuppe, ein Geschöpf aus einer anderen Welt und glaubte man, daß es keinen Sinn hätte, sie anzureden oder wagten sie es einfach nicht? Erst als der helle Tag gekommen war und alle Tänzer weg waren, weckten Sir Stephen und der Kommandeur die kleine Natalie, die zu Os Füßen schlief, ließen O aufstehen, führten sie in die Mitte des Hofes, nahmen ihr Kette und Maske ab, legten sie auf einen Tisch und nahmen sie.

In einem letzten Kapitel, das gestrichen wurde, kehrte O nach Roissy zurück, wo Sir Stephen sie verließ.

Die Geschichte der O hat einen zweiten Schluß. Er lautet: Als O sah, daß Sir Stephen sie verlassen würde, wünschte sie sich den Tod. Sir Stephen erteilte seine Zustimmung.